Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

215ter bis 217ter Band.

Enthält:

Martin der Findling.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847.

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

715ter bis 717ter Band.

Enthält:

Martin der Findling.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

Martin der Findling

oder

Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners,

von

Eugene Sue.

Nach dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1847.

Denkwürdigkeiten von Martin.

Dritte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Arbeit und Brod.

Der plötzliche Tod von Herrn von Saint-Etienne hatte alle meine Hoffnungen zertrümmert, das Verschwinden von Bamboche hatte mich der Unterstützung beraubt, die ich von ihm erwarten durfte, ich sah mich in das ungeheure, mir völlig fremde Paris geworfen und besaß keine andere Mittel, als die elenden Kleider, die mich bedeckten, und sechzehn Sous, die ich glücklich gerettet, sowie das von dem Grabe der Mutter von Regina entwendete Portefeuille.

Nach dem Ausspruche des Herrn der Nachtherberge, wo ich beraubt worden war, blieb mir die Wahl zwischen zweierlei Entschlüssen, um nicht Hungers zu sterben:

Ich konnte mich wegen irgend eines Vergehens verhaften lassen; oder konnte ich mich nach den Häfen, oder zu dem Ausgange der Schauspiele begeben, in

der zweifelhaften Hoffnung, ein paar Sous zu gewinnen, indem ich Lasten tragen helfen oder den Schlag der Miethkutschen öffnen würde.

So wahrscheinlich, so wahr auch sogar die Behauptung des Herrn der Nachtherberge in Beziehung auf die Unmöglichkeit, von Tag zu Tag Arbeit zu finden, besonders zu dieser Jahreszeit, sein mochte, so konnte ich mich doch Anfangs nicht entschließen, ihm Glauben zu schenken.

„In jedem Quartiere," sagte ich mir, „findet sich ein Beamter, dessen Thüre zu jeder Stunde geöffnet ist; ich will mich unmittelbar an ihn wenden, und ohne Zweifel wird er einem ehrlichen Menschen, der nichts Anderes verlangt als Arbeit, zu Hülfe kommen.

Als ich den Impasse du Renard verließ, kehrte ich zur Barrière zurück und fragte nach der Wohnung des Polizeicommissärs vom Quartiere. Man nannte sie mir. Ich wurde bei diesem Beamten eingeführt. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm, was mir seit meiner Ankunft in Paris begegnet war, wobei ich indessen, getreu dem Versprechen, das ich dem Herrn der Nachtherberge geleistet, den Diebstahl überging, dessen Opfer ich gewesen.

Anfangs fand ich diesen Beamten kalt, streng, mißtrauisch; doch bald überzeugte er sich wohl von meiner Aufrichtigkeit, und Wohlwollen und Mitleid schienen ihn zu erfüllen; er antwortete mir wie folgt:

„Die einzelnen Umstände, welche Sie angeben, die Art und Weise, wie Sie sich ausdrücken, und meine Menschenerfahrung überzeugen mich, daß Sie die Wahrheit sprechen; ich glaube, daß Ihre Lage eben so des Beklagens als des Mitleids werth ist; leider vermag ich nichs, durchaus nichts; ich handle selbst gegen meine Pflicht, daß ich Sie nicht sogleich verhaften lasse, da Ihnen nach Ihrem eigenen Geständniß kein Unterhaltsmittel bleibt und Niemand in Paris Sie zurückfordern kann. Ich leiste Ihnen vielleicht einen schlechten Dienst,

daß ich Ihnen Ihre Freiheit lasse; ich befürchte, es ist für Sie nur die Freiheit, zu betteln, ein Vergehen, das Sie unseliger Weise in das Gefängniß führen wird; doch ich will Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen. Ihre Erziehung kann Sie bei einer so dringlichen Lage nichts nützen. Später hätten Sie sich als Zimmermann beschäftigen können; doch leider feiert dieses Handwerk durchaus den Winter hindurch."

„Aber, mein Herr, was soll ich thun? Was rathen Sie mir?"

„Ach! mein braver Junge, der einzige Rath, den ich Ihnen geben könnte, wäre, Sie sollten sich als Vagabund verhaften lassen ... Sie würden im Gefängniß wenigstens ein Obdach und Brod finden; Sie sind aber so jung und das Leben im Gefängniß ist so ansteckend, daß daraus die Gefahr entstünde, eine gute Natur, wie die Ihrige, zu verderben ... Das ist allerdings sehr beklagenswerth ... doch was wollen Sie, das Gesetz kann nicht für Alles vorhersehen."

„Es kann nicht für den leider so häufig vorkommenden Fall vorhersehen, daß ein ehrlicher Mensch trotz seines guten Willens keine Arbeit zu finden vermag?" rief ich voll Bitterkeit; „das Gesetz sieht wohl tausend Vergehen vorher, deren man sich schuldig machen kann, warum sieht es die Ursachen nicht, welche diese Vergehen herbeiführen können?"

„Was wollen Sie? es ist nun einmal so," antwortete mir traurig der Beamte.

In diesem Augenblick kam sein Secretaire, um ihn wegen irgend eines wichtigen Vorfalls zu holen. Ich verließ den Commissär mit dem trostlosen Gedanken, daß er, abgesehen von der Rohheit der Ausdrücke, beinahe dieselbe Sprache gegen mich geführt hatte, wie der Herr der Nachtherberge.

Wie niederbeugend auch diese neue Prüfung war, so ließ ich mich doch nicht abschrecken. Ich besaß sechzehn Sous; wenn ich nun für zwei bis drei Sous

täglich Brod verzehrte und vier Sous die Nacht für ein Lager bezahlte, so waren mir wenigstens zwei Tage gesichert, und ich zählte unwillkührlich auf einen glücklichen Wechselfall. Ehe ich mich entschloß, die abenteuerlichen Gewerbszweige aufzusuchen, von denen der Herr der Nachtherberge gesprochen hatte, wollte ich es versuchen, mir minder precäre Unterhaltsmittel zu verschaffen.

Während ich auf den Zufall durch die Straßen ging, gewahrte ich den kleinen Laden eines öffentlichen Schreibers; das war für mich ein Schimmer der Hoffnung: vielleicht könnte er mich beschäftigen. Der Neujahrstag war nahe; um diese Zeit haben die armen des Schreibens Unkundigen gewöhnlich Eltern, Verwandten oder abwesenden Freunden Wünsche auszudrücken . . . Ich trat schüchtern bei dem öffentlichen Schreiber ein; kaum hatte er mein Gesuch und meine Dienstanerbietungen vernommen, als er ungestüm seine Thüre schloß, indem er vielleicht in mir einen zukünftigen Nebenbuhler erblickte.

Ich irrte fortwährend umher, und stieß auf meinem Wege auf die Bude eines Schreiners; da ich das Handwerk eines Zimmermanns, welches in vielen Punkten mit der Schreinerei verwandt ist, ziemlich gut kannte, so wagte ich eine neue Bitte an den Herrn dieser Bude.

„Mein Junge," sagte er zu mir, „von zwanzig guten Arbeitern, die ich in der geeigneten Jahreszeit beschäftigte, brauche ich nur noch fünf, in Betracht, daß alles Bauwesen eingestellt ist; wie Teufels soll ich Sie beschäftigen, der Sie nicht einmal vom Handwerk sind? . . ."

Diese Antwort war richtig; ich entfernte mich, den Tod im Herzen; es wurde Nacht; erschöpft vor Hunger und Müdigkeit, kaufte ich für drei Sous Brod bei einem Bäcker und fragte sodann, ob ich fern von der Barrière de la Chopinette wäre, denn ich gedachte in derselben Nachtherberge ein Lager zu suchen, da der Wirth bereits gewissermaßen ein Bekannter von mir war; doch

um mich zu dieser Barrière zu begeben, hätte ich ganz Paris durchwandern müssen, denn ich befand mich in der Gegend des Pont-Neuf. Ich erkundigte mich, ob es in diesem Quartier Häuser gebe, wo ich ein Nachtlager finden könnte; man bezeichnete mir die Gäßchen in der Nachbarschaft des Louvre und der Rue Saint-Honoré. Ich begab mich in eines von den düstern Häusern; man verlangte von mir nicht vier Sous, sondern sechs, in Rücksicht auf das Quartier und die Nähe des Palais-Royal, wie man mir sagte; doch diese zwei Sous mehr auf meine Nacht verwendet, stellten für mich einen Tag des Lebensunterhaltes dar. Ich war so müde, ich litt unter einer so durchdringenden Kälte, daß ich mich zu diesem Opfer entschloß. Diesmal mißtrauischer, legte ich mich angekleidet nieder und verschloß sorgfältig in meiner Hosentasche die sieben Sous, welche mir blieben. Es war kaum acht Uhr Abends; die Stammgäste dieser stets verdächtigen Häuser kamen erst sehr spät in der Nacht, und ich fand das Zimmer, von dessen Betten eines für mich bestimmt war, noch verlassen. Wer waren meine Gefährten in dieser Nacht? ich weiß es nicht, denn ich schlief einen so tiefen Schlaf, daß der Wirth mich aufweckte, da mein Aufenthaltsrecht zur Mittagsstunde erlosch.

Beinahe zum Voraus von der Vergeblichkeit meines Gesuches überzeugt, fragte ich den Herrn der Nachtherberge, ob er mir Beschäftigung geben könnte. Dieser Mensch schaute mich mit mißtrauischer Miene an, und ohne daß ich begreifen konnte, welchen gehässigen Sinn er meinem Vorschlage beilegte, antwortete er mir mit grobem Tone:

„Du bist von der Polizei . . . Du willst mir eine Mäusefalle stellen . . . doch ich bin verschmitzter als Du . . .“

Dann fügte er mit ironischer Miene und einen besonderen Nachdruck auf seine Worte legend bei:

„Nein, ich kann Dir keine Beschäftigung geben.“

Da ich sah, wie fruchtlos meine Schritte, um Arbeit zu finden, waren, und da meine letzten Mittel, bestehend aus sieben Sous, am kommenden Tag erschöpft sein mußten, so entschloß ich mich, den Rath des Herrn der Nachtherberge von der Barrière de la Chopinette zu befolgen.

Indem ich die Auskunft benützte, die man mir gab, gelangte ich zum Saint-Nicolas-Hafen. Ich sah hier eine ziemlich große Anzahl von Menschen, welche vielleicht noch ärmlicher gekleidet waren, als ich. Sie arbeiteten beim Ausladen von einigen großen Barken, während Andere, trotz der schneidenden Kälte des Winters bis an den Gürtel im Wasser stehend, Holzflöße abbrachen oder alte, unbrauchbar gewordene Schiffe zusammenschlugen.

Unter diesen beschäftigten Arbeitern suchte ich einen herauszufinden, dessen Physiognomie mir hinreichend Vertrauen eingeflößt hätte, um mich ihm zu eröffnen. Leider kamen mir alle diese Physiognomien hart, sorgenvoll, roh vor. Als ich jedoch einen jungen Menschen von meinem Alter erblickte, der mit Hülfe eines Strickes ein großes Stück Holz fortzog, an das er angespannt war, näherte ich mich ihm und sagte:

„Soll ich Ihnen helfen?“

Dieser junge Mensch hielt mein Anerbieten für Spott und antwortete mir mit Beleidigungen.

„Ich spreche im Ernste,“ sagte ich, „ich bin kürzlich erst nach Paris gekommen und habe keine Arbeit. Wollen Sie, so helfe ich Ihnen bei Ihrer Arbeit, und Sie geben mir, was Sie mögen.“

„Du bist nicht von Paris? und Du willst in unserem Hafen das Brod wegrapsen, und noch überdieß im Winter, wo die Arbeit so wenig ist, daß für zwei Arme, deren die Patrone bedürfen, zwanzig Menschen ihre Arme in die Höhe heben und rufen: mir, mir . . . Wir haben nur einen kleinen Mund voll Brod, und Du willst drein beißen!“ rief er.

Dann wandte er sich an einige seiner Gefährten und schrie mit zorniger Miene:

„Das ist eine Plattnase! packt ihn, den Burschen!!“

Dieses Wort bedeutete, wie ich seitdem erfahren habe, einen neuen Concurrenten bei der Arbeit; ich wurde auf der Stelle umringt, bedroht, und es bedurfte meiner Entschlossenheit, welche in einer ziemlich achtungswerthen körperlichen Kraft eine Unterstützung fand, daß mein Rückzug nicht durch Mißhandlung beschleunigt wurde!

Meine erste Bewegung war es, die Härte des Herzens dieser Menschen zu verfluchen; doch das Mitleid folgte bald auf den Zorn. Die Jahreszeit war in der That rauh, die Arbeit selten, zweifelhaft, und ein Mitbewerber dieser Unglücklichen werden, hieß, wie sie in ihrer energischen Sprache sagten, in ihren einzigen Mund voll Brod beißen.

Ich verließ traurig den Hafen und stieg zum Quai hinauf, kam über eine Brücke und sah in der Ferne den Rauch eines sich nähernden Dampfbootes. Ich ging ihm entgegen, in der Hoffnung, den Landungsplatz zu finden, wo die Passagiere ausstiegen, und mich vielleicht als Träger des Gepäckes von irgend einem Passagier verwenden zu lassen; ich sah in der That bald auf dem Rande des Dammes eine Tafel, welche den Ankunftspunkt des Packetbootes bezeichnete. Rasch stieg ich an den Fluß hinab, doch bereits drängte sich eine doppelte Reihe von Männern und zerlumpten jungen Leuten und erwartete mit eifersüchtiger, roher Ungeduld die Ankunft der Beute, die ihnen zukam. Beleidigungen, Drohungen, Schläge austauschend, um mehr oder minder günstig gestellt zu sein, waren hier etwa dreißig solche Menschen, während sich, so weit ich es, als das Dampfboot näher kam, beurtheilen konnte, kaum zehn bis zwölf Reisende auf dem Verdecke des Schiffes befanden.

Von einem unüberwindlichen Widerwillen ergriffen, leistete ich zum Voraus, wenigstens für dießmal, darauf Verzicht, als Mitbewerber mit den täglichen Gepäckträgern des Landungsplatzes aufzutreten.

Ich setzte mich auf einen Weichstein, um nach dem, was ich sehen würde, zu beurtheilen, welche Chance mich für später erwartete. Kaum war das Schiff angebunden, als alle diese zerlumpten Commissionäre, Schimpfworte und Drohungen im Munde, sich stürmisch nach dem Punkte des Dammes stürzten, wo man ein Brett übergeworfen hatte, das den Passagieren zum Aussteigen dienen sollte; ich sah hier eine Scene der gemeinsten Brutalität; acht bis zehn von diesen Leuten, die Kräftigsten und die Kühnsten, theilten sich in den Transport des Gepäckes, nachdem sie ihre Mitbewerber auf das Zügelloseste geschmäht, zurückgestoßen, geschlagen hatten. Ein unglückliches Kind von fünfzehn bis sechzehn Jahren hatte das Gesicht voll Blut und seine dünne Stimme mischte sich bald in das bedrohliche, zornige Geschrei, mit dem die meisten von diesen Menschen ihre Gefährten, die Gepäckträger, verfolgten.

Der Anblick von all diesem Elend und von all den verworfenen, gehässigen, grausamen Leidenschaften, die es erzeugte, bereitete mir eine furchtbare Pein; es schien mir unmöglich, mich zu entschließen, mein Brod mir jeden Tag als Nebenbuhler von diesen Unglücklichen zu erwerben; ich schauerte vor Ekel, vor Furcht und vor Mitleid, als ich alle diese bleichen, verwelkten, wilden Gesichter betrachtete, denen das Siegel des Unglücks, des Lasters oder des Verbrechens aufgedrückt war. Die Hafenarbeiter, an die ich mich zuerst gewendet, hatten mich mit einer bedrohlichen Grobheit aufgenommen, aber ich hatte unter ihnen diese entarteten, schrecklichen Typen nicht in so großer Anzahl wie unter den Unglücklichen wahrgenommen, die sich am Landungsplatze des Dampfbootes drängten; ich erkannte die Wahrheit der Bemerkung des Herrn der Nachtherberge in Beziehung auf

diese Menschen, von denen er mir sagte, sie wären der Mehrzahl nach Uebelthäter oder Leute, welche wiederholt den Gerichten verfallen gewesen.

Ich näherte mich einem Menschen, der mir mehr ein Müßiger als einer von denen, welche gewöhnlich ihr Brod am Landungsplatze suchten, zu sein schien, und fragte ihn, ob die Dampfboote jeden Tag an diesem Platze ankämen; er erwiederte mir: jeden Morgen käme ein Packetboot an, und ein anderes ginge am Abende ab. Diese letztere Auskunft interessirte mich wenig, denn wenn die Reisenden von Paris weggingen, ließen sie ihr Gepäck von den Lohnbedienten des Hotel besorgen. Die Ankunft des Bootes am Morgen bot mir allein einige Hoffnung auf Erwerb, unter der Bedingung, daß ich mich in einen offenen Kampf mit meinen unseligen Nebenbuhlern einlassen würde.

Doch bei diesem Gedanken erfaßte mich, trotz meiner dringenden Noth, ein unüberwindlicher Widerwille.

Ich schaute traurig umher, als ich mitten unter den Gruppen von Leuten, welche nichts zu tragen bekommen hatten, den Cul-de-jatte erblickte. . . . Bald verließ er, begleitet von einem andern Manne von finsterem Aussehen und einem Kinde von fünfzehn Jahren, den Landungsplatz und stieg zum Quai hinauf.

Einer unwillkührlichen Bewegung nachgebend, folgte ich diesem Banditen . . . Vielleicht würde er Bamboche aufsuchen.

Zweites Kapitel.

Das Zusammentreffen.

Der Cul-de-jatte, begleitet von einem Menschen mit einem nicht minder zurückstoßenden Gesichte, als das seinige war, und von dem Jüngling, dessen verwelkte Gesichtszüge, wie die seiner Gefährten, bereits einen gemeinen, cynischen Ausdruck angenommen hatten, verließ bald das Quai, um in ein Irrsal von düsteren, engen Straßen zu dringen. Nach einem langen Marsche kamen wir zu einem der äußeren Boulevards von Paris. Wenige Häuser begränzten dasselbe von einer Seite. Ich sah den Cul-de-jatte und seine Genossen in eine Barrake eintreten, um welche her verstohlener Weise einige häßliche Weiber strichen.

Trotz meiner schwankenden Hoffnung, Bamboche wiederzufinden, zögerte ich, ebenfalls in diese Höhle einzutreten, und der Cul-de-jatte flößte mir einen solchen Abscheu ein, daß ich es nicht gewagt hatte, ihn anzugehen, um mit ihm von meinem Kindheitsgefährten zu sprechen.

Ich fragte mich, wie es dieser Bandit wagen könnte, sich offen nach der Entdeckung des Vergehens der Schmuggelei zu zeigen, dessen er sich wie Bamboche schuldig gemacht zu haben schien, als plötzlich der Lärmen von einem Streite, von schreienden Personen und zerbrochenen Fensterscheiben meine Aufmerksamkeit erregte.

Dieser Lärmen kam von der Barrake, in die ich den Cul-de-jatte hatte eintreten sehen. In dem Augenblick, wo ich mich näherte, wurde ein Mann, der mir völlig betrunken zu sein schien, mit Gewalt aus dem finsteren Gebäude ausgetrieben, und in der Sekunde,

wo die Thüre sich wieder schloß, sah ich verworren im Schatten des Ganges den Cul-de-jatte und seinen Genossen, während an einer oberen Luke der Kopf einer Frau mit zerzausten Haaren erschien, hinter welchem das cynische Gesicht des fünfzehnjährigen Knaben sichtbar wurde; Beide schmähten den trunkenen Mann, den man aus dem Hause vertrieben hatte; dieser aber wankte, stützte sich da und dort an die Bäume des Boulevard, brach jeden Augenblick in ein Gelächter aus, und rief, man habe ihn bestohlen.

Ein Gefühl der Neugierde, vermischt mit Mitleid, ließ mich einen Schritt gegen das Opfer dieser Banditen thun . . . Wie groß war mein Erstaunen! . . . ich erkannte in ihm den Mann mit den Manieren des vornehmen Herrn, den ich bereits betrunken in der Schenke zu den Drei Fässern gesehen hatte.

Es erfaßte mich eine Bewegung bitterer Freude, als ich den Zustand der Trunkenheit dieses Menschen bemerkte; mein erster Gedanke war, es zu versuchen, ihn zum Sprechen zu bringen, um zu erfahren, ob die Regina, deren Namen er auf den Tisch gezeichnet, wirklich die Regina wäre, die ich kannte, und dann wo möglich von diesem seltsamen Menschen herauszuforschen, welche Beziehungen zwischen ihm und dem jungen Mädchen bestünden und ob es in diesem Augenblick in Paris wohnte.

Der Gedanke, auf diese Art ein Geheimniß zu erschleichen, war, ich muß es gestehen, schlecht; doch ich fand dabei eine Entschuldigung in dem Interesse, das mir Regina einflößte; war der Unbekannte von ihr geliebt oder in sie verliebt, welche ernste Bedeutung würde nicht mein zweimaliges Zusammentreffen mit ihm bekommen!

„Diese Elenden haben Sie bestohlen, mein Herr?“ sagte ich, indem ich mich ihm behutsam näherte, denn ich befürchtete, er dürfte in mir seinen Tischnachbar aus der Schenke zu den Drei Fässern erkennen.

Er schaute mich ganz verblüfft an, wiegte sich auf seinen weinschweren Beinen und antwortete mir, indem er abermals in ein Gelächter ausbrach:

„Sie haben mich bestohlen . . . ich brachte die Nacht in dieser Hütte zu . . . wir waren unserer fünf . . . oder sechs . . . darunter ein höchst geistreicher Lumpensammler . . . und . . . Weiber . . . oh! reizende Weiber . . . von einer hinreißenden Lustigkeit! Man unterhält sich offenbar nur noch hier.“

Und der Unbekannte hing sich an meinen Arm, um nicht zu fallen.

Ich schaute diesen Menschen mit einem Erstaunen an, in das sich unwillkührlich Mitleid mischte: am hellen Tage gesehen, kamen mir seine Züge vielleicht noch reiner, noch schöner vor, als das erste Mal, und obgleich er ohne Zweifel eben erst eine lange, schmutzige Orgie verließ, erschien doch sein Gesicht frisch, beinahe ausgeruht; trotz der Unordnung in seinen Haaren und in seinen Kleidern, trotz der Schwankungen seines Ganges, verriethen die Weichheit und Biegsamkeit seiner Stimme, das Ausgezeichnete der Manieren, die er selbst mitten in der Trunkenheit beibehielt, in jedem Augenblick seine höhere Lebenslage.

„Sie sollten nach Hause zurückkehren,“ sagte ich zu ihm, „wollen wir auf einen Fiacreplatz gehen?“

Ich hoffte auf diese Art seine Wohnung zu erfahren.

„Sie sind ein sehr artiger Mann, mein Herr . . . trotz Ihrer griechischen Mütze . . . und Ihrer Blouse,“ antwortete er mir mit einer ernst-komischen Höflichkeit, „Sie reichen die Hand . . . einem im Weine Ersäuften . . . das ist sehr guter Geschmack . . . Doch ich danke Ihnen . . . ich . . . ich . . . werde erst diesen Abend . . . in der Nacht . . . zurückkehren . . . Sie fühlen wohl . . . Sie . . . der Sie so artig sind . . . trotz Ihrer griechischen Mütze . . . daß ich vollkommen trunken . . . denn ich bin vollkommen trunken, nicht so . . . vor meinen Leuten . . . zurückkehren kann . . .“

„Sie haben Recht,“ sagte ich, einen durchdringen-

den Blick auf ihn heftend, „doch . . . wenn Fräulein Regina wüßte . . .“

Er ließ mich nicht vollenden, seine lächelnde gutmüthige Physiognomie wurde plötzlich ernst und unruhig; einen Augenblick zerstreuten sich ohne Zweifel die Weindünste halb unter dem Eindrucke des tiefen Erstaunens, das ihn ergriff; er richtete sich auf, sein Gang kam mir fester vor, und mit einem gebieterischen, beinahe zornigen Blick rief er mir zu:

„Mit welchem Rechte sprechen Sie diesen Namen aus, mein Herr?“

„Ich nenne den Namen von Fräulein Regina,“ erwiederte ich, ohne mich einschüchtern zu lassen, „von Fräulein Regina, der Tochter des Baron . . .“

„Von Noirlieu! . . .“ rief er, „Sie kennen sie? . . .“

Dann schwieg der Unbekannte, machte rasch seinen Arm von dem meinigen los, wich einen Schritt zurück und schaute mich mit einem Erstaunen und einer Neugierde an, worein sich offenbar Mißtrauen mischte.

Doch seine Rückkehr zur Vernunft war, wie ich erwartet hatte, nur vorübergehend; allmälig gewann der Rausch wieder die Oberhand, je mehr das Erstaunen verschwand, das den Unbekannten ergriffen hatte, als er mich den Namen von Regina aussprechen hörte; seine einen Augenblick wieder befestigte Haltung wurde abermals schwankend, er wackelte mit dem Kopf und nahm eine Miene an, die er fein und durchdringend zu machen suchte.

„Oh! oh! . . . mein artiger Mann . . . mit der griechischen Mütze und der Blouse . . . Sie kennen? . . . genügt . . . Sollten Sie etwa ein verkleideter Nebenbuhler sein? das wäre reizend . . . Ich zählte nur diesen Robert von Mareuil . . . den Freund aus den Kinderjahren . . . und dann . . . den gemeinen Gesäuberten . . . diesen reifen Mann, den sehr reifen, zu reifen . . . Namens . . .“

Hier unterbrach sich der Unbekannte abermals, lächelte mit einer Miene der Zufriedenheit und fügte bei:

„Oh! Sie sind nun sehr krüppelhaft . . . ich sage nicht, was ich damit sagen will . . . Oh! Sie bespähen mich . . . das ist sehr schlechte Gesellschaft, mein Lieber . . . doch gleichviel, ich weiß, wie ich mich aus der Sache zu ziehen habe . . . wenn Sie . . . wenn Sie plaudern."

Der von dem Unbekannten ausgesprochene Name Robert von Mareuil erinnerte mich plötzlich an die Scene im Walde von Chantilly, eine Scene, deren geringste Einzelnheiten meinem Geiste stets gegenwärtig geblieben waren . . . Den kleinen Vicomte Scipion hatte in der That an jenem Tage ein anderes Kind Namens Robert, einige Jahre älter als er, begleitet, ein Knabe von reizender Gesichtsbildung, der mir damals durch seine eifrigen Bemühungen um Regina eine Art von Eifersuchte einflößte.

Ohne Zweifel war dieser Robert der Freund aus den Kinderjahren, der Nebenbuhler, von dem der Unbekannte sprach . . . Was den andern Nebenbuhler betraf, den reifen Mann, den gemeinen Gesäuberten, so konnte ich nicht wissen, wer damit gemeint war.

Ich wollte es versuchen, vollständigere Auskunft zu erhalten, und sagte daher zu dem Unbekannten:

„Mein Herr, Sie täuschen sich in Betreff meiner Absichten . . . ich . . ."

„Ah! . . . ah! . . . Sie wollten mich zum Sprechen bringen . . . mein artiger Mann mit der griechischen Mütze . . ." versetzte der Unbekannte mich unterbrechend, „ich bin nicht so sehr betrunken . . . als ich aussehe . . ."

„Ich sprach von Fräulein Regina von Noirlieu," erwiederte ich, „weil ihre Familie in meiner Gegend gewohnt hat."

„Regina?" versetzte der Unbekannte, der nun den Erstaunten spielte, „ich habe nicht die Ehre . . . dieses Fräulein zu kennen."

„Sie gehen doch häufig zu Ihrem Vater . . . Sie wissen? der Baron von Noirlieu . . . Rue . . ."

Ich hoffte, der Unbekannte würde die Angabe der Adresse vollenden.

Doch er erwiederte:

„Da ich diese Dame nicht kenne . . . so kann ich nicht zu ihr gehen . . . Ah! . . . Sie glauben mich plaudern zu machen . . ."

„Mein Herr, Sie haben zuerst von Fräulein Regina mit mir gesprochen."

„Insofern ich sie nicht kenne, kann ich nicht von ihr sprechen," erwiederte er.

Und da der Unbekannte mit der Hartnäckigkeit des Trunkenen von diesen Antworten trotz aller Fragen, die ich über Regina an ihn richtete, nicht abwich, so war es mir unmöglich, eine andere Auskunft von ihm zu erlangen.

Mittlerweile gingen wir das Boulevard entlang und wir sahen bereits von ferne die Barrière, als plötzlich der Unbekannte mit geheimnißvoller Miene zu mir sprach:

„Sagen Sie doch . . . mein artiger junger Mann . . . mit der griechischen Mütze, ein vortrefflicher Spaß? Sie haben mich zum Plaudern bringen wollen . . . . Wenn ich Sie nun verhaften ließe und angäbe, Sie hätten mich bestohlen, so würde ich erfahren . . . wer Sie sind."

„Mich für einen Dieb ausgeben? . . . der Spaß hätte kein Salz," sagte ich zu ihm, „denn das ist Alles, was man bei mir finden würde."

Und ich zeigte ihm die paar Sous, die mir blieben.

„Es ist immerhin Wiedererlangtes," rief der Unbekannte, indem er in ein Gelächter ausbrach.

Und er ergriff meine Hand, um sich der Sous zu bemächtigen, welche seine ungestüme Bewegung auf den Boden fallen machte. Dann warf sich der Unbekannte auf mich, preßte mich kräftig zusammen und fing an: „Dieb! Dieb!“ zu schreien.

Wir waren nicht weit von der Barrière entfernt, wo ich eine Schildwache erblickte. Erschrocken über die Folgen, welche für mich eine solche Verhaftung haben konnte, und leider ohne Zeit zu finden, die Sous aufzuheben, welche im Kothe umher zerstreut lagen, machte ich mich nicht ohne Mühe von den Händen des Unbekannten frei, der sein Geschrei verdoppelte, und lief, mit der größten Geschwindigkeit fliehend, querfeldein.

Verfolgt von der Angst, festgenommen zu werden, marschirte ich bis zu Einbruch der Nacht, welche in dieser Jahreszeit so frühe kommt. Ich befand mich mitten im Felde und erblickte in der Ferne zu meiner Linken ein Dorf und zu meiner Rechten auf ungefähr zweihundert Schritte mehrere Getreideschober, welche mich an diejenigen erinnerten, unter denen wir, Bamboche, Basquine und ich, mehr als einmal ein Lager für die Nacht während unserer Landstreicherei gefunden hatten.

Da ich keinen Sou mehr besaß, so hielt ich es für klug, die Nacht unter dem Obdache von einem dieser Schober zuzubringen, statt nach Paris zurückzukehren, um dort bis zum andern Morgen umherzuirren. Ich hatte seit zwei Tagen von sehr wenig gelebt, war seit dem vorhergehenden Abend nüchtern und fing an den Hunger auf eine gebieterische Weise zu empfinden. Ich suchte mit den Augen, ob ich nicht Wurzeln entdecken würde: die Ebene war kahl und von Furchen durchzogen; nach einigen Minuten erreichte ich die Schober; zwei von ihnen waren sehr nahe an einander. Es war völlig Nacht geworden; ich zog ein paar Hände voll Stroh heraus, breitete es aus, legte mich darauf und bedeckte mich mit einem Theile von einer andern Garbe;

das Wetter war mehr feucht als kalt; dieses Lager bot mir ziemlich sichern Schutz.

Während ich den Verlust meiner letzten Sous, meiner einzigen Hülfsquelle, beklagte, fühlte ich eine traurige Befriedigung bei dem Gedanken, daß Regina in Paris wohnte, und daß ich ein Geheimniß von großer Wichtigkeit für sie besaß. Ich konnte nicht mehr daran zweifeln: entweder war dieser Unbekannte von ihr geliebt, oder er liebte sie, und bei diesen beiden Voraussetzungen suchte mein Geist vergebens zu begreifen, wie ein Mensch, der in dieses edle, reizende Mädchen verliebt war, oder von ihm geliebt wurde, sich häufig einer so schmählichen Entsittlichung hingeben konnte; was das Geheimniß betrifft, in das diese Verirrungen ohne Zweifel bis jetzt gehüllt geblieben waren, so erklärte ich mir dasselbe durch die Wahl und die Vereinzelung der Orte, wo ich zum zweiten Male den Unbekannten getroffen hatte.

Diese Gedanken hatten hinreichend Einfluß auf mich, um mich einige Minuten lang abzuhalten, an die Zukunft zu denken; bald aber sank ich wieder unter dem gräßlichen Gewichte meiner Lage nieder; es brauchte beinahe fünf Tage, bis ich Antwort von Claude Gérard erhalten konnte, und ich besaß nichts, um das Porto bei dem Postbureau in Paris zu bezahlen. Und der andere Tag? und die folgenden Tage? wie leben? wo in der Nacht ein Lager finden? So elend auch häufig mein Leben gewesen war, so hatte es doch der Zufall wenigstens bis jetzt gefügt, daß ich nie die furchtbaren Qualen des Hungers kennen gelernt, unter denen ich nun zu leiden anfing.

Einen Augenblick glaubte ich im Schlafe die Ruhe und besonders das Vergessen der Noth zu finden . . . doch zu meiner großen Qual blieb ich beinahe die ganze Nacht wach, einige wenige Augenblicke eines Schlummers voll Unruhe, voll unbestimmter Schrecknisse ausgenommen; die Feuchtigkeit wurde so durchdringend,

daß ich mich vor Tagesanbruch genöthigt sah, mein Lager zu verlassen . . . bebend vor Kälte und dergestalt vom Hunger beherrscht, daß ich nur noch an Eines dachte: an das Essen, nämlich an die Mittel, mir Brod zu verschaffen.

Dann orientirte ich mich entschlossen gegen Paris, geleitet von einer Art von leuchtenden Wolke, welche während der Nacht über der ungeheuren Stadt zu schweben scheint; ich marschirte mit raschen Schritten und sagte mir mit wilder Entschiedenheit:

„Vorwärts, nach dem Landungsplatze des Dampfbootes; es kann nicht mehr von Widerwillen oder Furcht die Rede sein; ich fühle mich zu Allem entschlossen . . . ich muß wohl ebenfalls einiges Gepäcke zu tragen finden . . . ich habe Hunger!!"

Oh! nun erst begriff ich, was für unversöhnliche, furchtbare Empfindungen in den drei Worten: ich habe Hunger! liegen.

Ich kam nach dem Landungsplatze, es war heller Tag; mehrere von den gewöhnlichen Trägern, die ich am Tage vorher gesehen, waren bereits auf dem Damme versammelt; ich vergaß den Ekel, den ich beim Anblick dieser Elenden empfunden, welche sich einiges Gepäcke streitig gemacht hatten, und warf mich entschlossen mitten unter die zerlumpte Gruppe.

Auf das Erstaunen, das mein ungestümer Einbruch verursachte, folgte eine heftige Aufregung.

„Was willst Du hier machen?" sagte einer der Stärksten von der Bande zu mir.

„Ich komme, um das Gepäck der Reisenden zu tragen."

„Du?"

„Ich."

„Ich verbiete es Dir."

„Ja, ja, wir verbieten es Dir," wiederholten mehrere drohende Stimmen.

Das Blut stieg mir ins Gesicht, alle Arten von

gehässigen, eifersüchtigen, wilden Leidenschaften erwachten plötzlich in mir.

„Ihr verbietet mir, hier zu bleiben," sagte ich mit dumpfem Tone und die Zähne vor Wuth an einander pressend.

„Ja . . . mache Dich aus dem Staube," versetzte einer von den Elenden, indem er mich mit rohen Händen zurückstieß.

Ich wurde wüthend, packte meinen Gegner bei der Gurgel und schleuderte ihn auf den Damm; einem Zweiten zerbrach ich, glaube ich, den Kinnbacken; ich fühlte in diesem Augenblicke eine übermenschliche Stärke in mir; meine Arterien schlugen zum Zerbersten, dumpfes Gesumme erfüllte meine Ohren.

„Ist es genug?" rief ich . . . „will noch Einer an mich?"

Die Feigheit dieser Elenden bewies mir ihre Entartung, Keiner erwiederte die Aufforderung; meine Energie, meine Kraft flößten ihnen Achtung ein; ihr Haß gegen mich vermehrte sich vielleicht, aber sie mußten ihn bezwingen; trotz eines dumpfen Murrens erhielt ich mich in der ersten Reihe, und das war gut, denn das Dampfboot sollte bald kommen.

„Du hast Recht gehabt, diese Schurken platt zu klopfen . . ." sagte zu mir eine rauhe, heisere Stimme, welche ich zu erkennen glaubte. „Wenn Du willst, machen wir mit einander für den Transport."

Ein vertraulicher Schlag auf meine Schulter vollendete diesen Antrag.

Ich wandte mich um, es war abermals der Culde-jatte.

„Ich kenne Sie nicht," sagte ich ungestüm zu ihm.

„Ich Dich auch nicht, Du hast eine harte Faust, und das liebe ich; ich will Dein Genosse sein."

„Ich brauche keinen Genossen," antwortete ich und wandte mich um, denn die Reisenden waren im Begriff, auszusteigen.

Der Cul-de-jatte warf mir einen seltsamen Blick zu und verschwand.

Die Reisenden waren noch minder zahlreich, als am Tage zuvor. In der ersten Reihe bemerkte ich einen Mann von hoher Gestalt, der in einen langen, weißlichen Oberrock gehüllt war; der untere Theil seines Gesichtes verschwand unter einer großen Schärpe von rother Wolle. Er trug eine blaue Brille und seine Reisemütze von Pelz und mit Ohren verbarg beinahe gänzlich sein Gesicht. Dieser Passagier erregte besonders meine Aufmerksamkeit durch den Eifer, mit dem er an das Land zu kommen suchte; zweimal war er hastig gegen das Plattbord des Dampfbootes vorgerückt, und zweimal hatte ihn einer von den Matrosen des Schiffes zurückgehalten und ihm ohne Zweifel gesagt, der Augenblick zum Aussteigen sei noch nicht gekommen.

Dieser Mann trug in einer Hand einen Nachtsack und in der andern ein Reisenecessaire; ohne Zweifel um schneller aussteigen zu können, hatte er seinen ledernen Koffer auf das Plattbord bringen lassen.

Das Signal zum Ausschiffen wurde gegeben; ich hatte meinen Blick auf den Reisenden mit der Brille geworfen; zwei von meinen Concurrenten wollten vor mich treten, doch an Ungeschlachtheit mit ihnen wetteifernd, stieß ich sie heftig zurück und war mit einem Sprunge bei meinem Reisenden, welcher hastig zu mir sagte:

„Geschwinde, geschwinde . . . nimm diesen Koffer, dieses Necessaire . . . ich werde den Nachtsack tragen . . . es gibt Fiacres auf dem Quai.“

Der Koffer hatte ein geringes Gewicht. Es wäre mir nicht möglich, zu schildern, mit welcher Freude ich ihn auf meine Schulter lud. Man würde mir ein paar Sous geben, und ich könnte mir Brod kaufen. Ich nahm mit meiner andern Hand das Necessaire an einem messingenen Griffe, der an dem Deckel ange-

bracht war, und folgte dem Reisenden, welcher mit großen Schritten voranging.

Indem ich mich im höchsten Grade anstrengte, um ihn trotz des Gewichtes, mit dem ich beladen war, sich nicht zu weit von mir entfernen zu lassen, stolperte ich über einen Stein; diese ungestüme Bewegung verrückte das Gleichgewicht des Koffers, den ich auf meiner Schulter trug, und ich sah mich genöthigt, ihn beinahe zu Boden fallen zu lassen. Als ich mich bückte, um ihn wieder aufzuheben, erblickte ich eine Adresse, welche mit großen Buchstaben auf eine auf dem Deckel des Koffers befestigte Karte geschrieben war; ich warf maschinenmäßig die Augen darauf und las:

„Graf Robert von Mareuil."

Dieser Name erinnerte mich sowohl an die Halbgeständnisse, welche mir der Unbekannte am Tage zuvor in seiner Trunkenheit gemacht hatte, als auch an die Scene im Walde von Chantilly . . . Der Reisende war also der Freund aus der Kindheit von Regina, der Nebenbuhler, von dem der Unbekannte sprach.

In dem Augenblick, wo ich diese Betrachtungen anstellte, und während ich den Koffer wieder auf meine Schulter hob, hörte ich einen gewaltigen Tumult; ich sah einige Schritte von mir eine zahlreiche Versammlung; bald trat die Gruppe auf die Seite, der Reisende, dessen Gepäcke ich trug, ging auf mich zu, während er mit bebender Stimme zu zwei Männern, welche ihm folgten, und ihn nicht mehr um eine Sohle zu verlassen schienen, sagte:

„Sie sehen wohl, meine Herren, ich habe Effecten zu erwarten."

„Es ist gut, Herr Graf," erwiederte einer von den zwei Männern, „Ihre Effecten sollen in den Fiacre gebracht werden . . . Vorwärts," fügte dieser Mann bei, und machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen.

Wir durchschritten die stürmische Menge und ich

hörte die Worte: Gefängniß, Verkleidung, Verrath, aussprechen.

Ein Fiacre wartete auf dem Quai; der Reisende mit der Brille stieg ein, seine Effecten wurden neben ihn gelegt, und einer von den zwei Männern sprach, ehe er ebenfalls in den Wagen stieg, zu dem Kutscher;

„Marsch . . . und gut gefahren.“

Nachdem man den Schlag wieder geschlossen hatte, sagte ich trotz des Erstaunens, in das mich der neue Vorfall versetzte, zu diesen Personen:

„Meine Herren, ich habe das Gepäcke getragen.“

„Geh doch . . . vom Boote bis hierher,“ versetzte einer von den zwei Männern, „ein schöner Gang . . . Bezahlt man dergleichen?“

„Der Herr Graf hat keine Münze,“ fügte der andere Mann mit einer sardonischen Miene bei, indem er den Reisenden anschaute, der das Gesicht in seinen Händen verbarg und vernichtet zu sein schien.

„Aber, meine Herren . . .“ rief ich.

„Marsch, Kutscher,“ schrie einer von den Männern aus dem Schlag.

Der Kutscher peitschte kräftig seine Pferde; ich sah mich genöthigt, mich auf die Seite zu werfen, um nicht von den Rädern zermalmt zu werden.

Diese Täuschung war gräßlich für mich!

In meinem verzweifelten Zorne wies ich dem Fiacre, der sich entfernte, die Faust und rief:

„Ihr stehlt mir mein Brod . . . und ich sterbe vor Hunger.“

„Komm' frühstücken . . .“ sagte mir leise eine Stimme in's Ohr.

Ich wandte mich ungestüm um.

Es war der Cul-de-jatte.

Ich schaute ihn voll Erstaunen und Schrecken an.

„Nun wohl, ja! komm' frühstücken . . .“ wiederholte er, „Du bist ein entschlossener Junge . . . Du schlägst hart . . . ich liebe die Entschlossenen, welche

hart schlagen . . . ich bezahle heute . . . Du bezahlst morgen, dabei ist keine Schande . . Vorwärts, Marsch."

Ich hatte Hunger und nahm das Anerbieten des Cul-de-jatte an.

Drittes Kapitel.

Das Frühstück.

Ich fühlte mich eben so sehr beschämt als gedemüthigt, daß ich das Anerbieten des Cul-de-jatte annehmen sollte, doch ich hatte Hunger.

Nach einigen Schritten schlang der Bandit seinen Arm vertraulich um den meinigen. Bei dieser Berührung bebte ich und machte mich ungestüm von ihm los.

„Was Teufels hast Du?" fragte mich Cul-de-jatte erstaunt über meine Bewegung.

„Ich will Ihnen den Arm nicht geben."

„Wie? . . . einem Kameraden?"

„Ich bin nicht Ihr Kamerad."

„Ich bezahle Dir zu frühstücken . . . und Du bist nicht mein Kamerad? Ah, ah! solltest Du etwa stolz sein? Dann guten Morgen, ich liebe die Stolzen nicht."

„Ich bin nicht stolz . . . ." erwiederte ich zögernd.

„Dann gib mir den Arm . . ."

Nun mußte ich den Arm dieses Elenden nehmen; von Scham niedergebeugt, senkte ich den Kopf; einen Augenblick hatte ich den Gedanken, von diesem Menschen wegzugehen; doch ich fühlte immer mehr den schmerzhaften Schwindel, den das lange nicht gestillte

Bedürfniß zu essen erzeugt; bis jetzt durch eine fieberhafte Aufregung unterstützt, fingen meine Kräfte nunmehr an, mich zu verlassen . . . zwei oder dreimal machte eine rasch eintretende Schwäche meine Schritte wankend, und trotz der Kälte überströmte der Schweiß meine Stirne. Während ich so Seite an Seite mit diesem Banditen ging, ergriff mich eine geheime Furcht. . . . Ich dachte an die Folgen des unseligen Hungers.

Dann rief ich zwei für mich geheiligte Erinnerungen an, die an Claude Gérard und die an Regina, und sagte zu mir:

„Sollten sie mich tadeln bei der verzweiflungsvollen Lage, in welche ich, trotz meiner Anstrengung, mich daraus emporzuarbeiten, versunken bin, sollten sie mich tadeln, daß ich die Hülfe annehme, die mir dieser Schurke bietet? Und dann, kann dieses Leben, das ich dem gräßlichen Elend streitig mache, nicht vielleicht Regina nützlich sein, nun, da ich einem ohne Zweifel für sie sehr wichtigen Geheimniß auf der Spur bin?"

In diese Betrachtungen versunken, stillschweigend, niedergeschlagen, den Kopf gesenkt, um meine Verwirrung zu verbergen, ging ich am Arm meines finsteren Gefährten.

„Du bist kein Schwätzer," sagte er zu mir.

„Nein."

„Du schlägst besser, als Du sprichst . . . gut für Dich, als tüchtigen Schläger habe ich Dich eingeladen. Ah! hier sind wir vor der Weinbude, vorwärts . . . . geh' voran, ich mache Dir die Honneurs."

Und der Bandit schob mich vor sich her in eine Schenke, welche an der Ecke von einer der kleinen Straßen in der Nähe des Quai lag.

„Geben Sie uns ein Cabinet," sagte der Cul-de-jatte zu dem Dienstmädchen.

Dann sich an mich wendend:

„Man ist freier . . . . man kann von Allem sprechen."

Man führte uns in eine dunkle Kammer, deren Fenster auf einen kleinen, düsteren Hof ging.

Wir setzten uns an einen Tisch.

„Was willst Du essen?"

„Brod . . ."

„Das ist schlimm . . . und dann?"

„Nichts . . . nur Wasser und Brod."

In einer ohne Zweifel knabenhaften Empfindlichkeit glaubte ich meine Handlung dadurch minder schmählich zu machen, daß ich von Cul-de-jatte nur das annähme, was zur Wiederherstellung meiner Kräfte streng nothwendig wäre.

„Wie! Wasser und Brod?" sagte der Bandit ganz erstaunt. „Glaubst Du, ich treibe die Dinge so, ich lade einen Freund ein, um ihm ein Gefängnißfrühstück zu geben? . . . He! Mädchen, einen Speckpfannekuchen, Ochsenfleisch mit Gurgen, ein Stück Käse und zwei Litres zu zwölf."

Dann sich mit stolzer Befriedigung gegen mich umwendend:

„So behandle ich die Freunde."

„Es ist unnöthig, lassen Sie mir sogleich Brod geben . . . ich werde nichts Anderes essen."

„Oh! das ist ein gewaltiger Hunger. He, Mädchen! eine kleine Brodkruste."

Man brachte ein Stück Brod von wenigstens zwei Pfund; in ein paar Augenblicken hatte ich es verschlungen.

„Mädchen! . . . ein Brod von vier Pfund . . ." sagte der Bandit mit einer sardonischen Miene.

Ein Laib von vier Pfund wurde gebracht . . .

Obgleich beschwichtigt, war doch mein Hunger bei weitem noch nicht gestillt; ich befürchtete, dieses Uebermaß von Nahrung könnte mir schädlich sein, trank zwei oder drei Gläser Wasser und unterbrach mein frugales Mahl.

Allmählig fühlte ich mich wiederbelebt. Das Fie-

ber, das mich geschüttelt hatte, ließ nach, und ich betrachtete meine Lage mit einem festeren und minder verzweifelten Blick.

Der Bandit hatte mich, während ich das Brod verschlang, stillschweigend beobachtet; er sagte mir sodann:

„So ist es gut .... Du hast aus Hunger gegessen, nun wirst Du des Wohlgeschmackes wegen speisen."

„Nein ..."

„Geh doch! ..."

Man brachte die von dem Cul-de-jatte verlangten Gerichte; so sehr er auch in mich drang, nahm ich doch nichts an.

„Du bist ein drolliger Bursche," sagte der Cul-de-jatte, indem er dem Mahle seine Ehre anthat, „ich habe nie einen solchen Eingeladenen gesehen .... trinke wenigstens ein Glas Wein ..."

Anfangs reichte ich ihm mein Glas, in der Hoffnung, ein wenig Wein würde meine Kräfte vollends beleben, doch ich befürchtete, bei dem Zustande der Schwäche, den ich noch an mir fühlte, könnte der Wein zu sehr auf mein Gehirn wirken, und ich schlug es aus.

„Wie, nicht einmal ein Glas Wein?" rief der Cul-de-jatte.

„Nein, ich werde noch ein Stück Brod nehmen, wenn Sie mir erlauben."

„Der Teufel sei Dein Bäcker," rief der Bandit, „wenn ich das gewußt hätte ..."

Dann schaute er mich beinahe mißtrauisch an und fügte bei:

„Du bist vielleicht nicht, was ich glaubte ... Du siehst mir so nüchtern aus ..."

„Was dachten Sie denn von mir?"

„Ich hielt Dich für einen Burschen, der nichts fürchtet und der Hunger hat ... für mich war das ein

Fund, ja ... und für Dich auch ... Doch Du trinkst nichts als Wasser, Du issest nichts als Brod, das ist mir widrig."

„Wenn man nüchtern ist," erwiederte ich dem Banditen, indem ich ihn fest anschaute, um wo möglich seinen Gedanken zu errathen, „hat man einen behenderen Körper, einen gesünderen Geist und ist besser zu allen Dingen."

„Du hast Recht in einem Sinn ... die Trunkenheit kann die schönsten Geschäfte scheitern machen ... Doch sage mir, heute früh krepirtest Du beinahe vor Hunger ... das kann Dir morgen abermals begegnen ... morgen oder später .... wenn Du keine andere Banquiers hast, als die Reisenden, denen Du das Gepäcke zu tragen versuchen wirst; ich kenne das Gewerbe, man muß etwas Anderes damit machen ... wenn man Wasser zu trinken haben will ... Vorwärts, ein Glas Wein?"

„Nein."

„Teufel von einem Menschen! ..."

„Von welchem anderen Gewerbe wollen Sie sprechen?"

„Höre .... Du bist jung, kräftig, behende und entschlossen ... das ist Gold in Stangen, mein Junge ... wenn Du es zu benützen weißt, abgesehen davon, daß Du wenig auf dem Platze bekannt bist ... denn Du bist kein Pariser ... das sieht man."

„Ich bin erst seit drei Tagen in Paris."

„Das ist herrlich ... ah! wenn ich, statt alt zu sein, an Deinem Platze wäre ..."

„Was würden Sie thun?"

Der Bandit blinzelte mit dem Auge und sprach nach einer Pause:

„Hm! ... Du bist sehr eilig."

Und er schwieg abermals und streichelte sich das Kinn mit einer gewissen Befriedigung.

Seit einigen Augenblicken hatte ich den Namen

von Bamboche auf den Lippen, doch ich befürchtete, der Bandit würde mir nicht antworten wollen. Endlich konnte ich meiner Neugierde nicht mehr widerstehen; ungestüm fragte ich:

„Und Bamboche?"

Der Cul-de-jatte sprang vor Erstaunen von seiner Bank auf und rief:

„Du kennst Bamboche?"

„Ja, Kapitän Hector Bambochio, wenn Sie lieber wollen," erwiederte ich; als ich aber sah, daß sein Erstaunen sich in Mißtrauen verwandelte, fügte ich bei:

„Hören Sie . . . ich bin offenherzig, vor drei Tagen bin ich nach dem Impasse du Renard gegangen, um nach Bamboche zu fragen, und Sie haben mir, wie ich glaube, geantwortet."

„Ah! Du warst es . . . und was wolltest Du von Bamboche?"

„Wir sind als Kinder Kameraden gewesen, ich befand mich in Paris ohne Mittel und wollte Bamboche um Unterstützung bitten . . . sagen Sie mir nun, wo er ist . . ."

„Ah! Du kanntest Bamboche als das, was er ist, und wolltest ihn um Unterstützung bitten . . . das beruhigt mich . . . wir werden uns verständigen können," versetzte der Bandit völlig beruhigt.

„Aber wo ist Bamboche?"

„Kümmere Dich nicht um ihn, mein Junge, ich werde für Dich thun, was Bamboche in Person für Dich thun würde."

„Doch er . . . wo ist er zu dieser Stunde?"

„Er?"

„Ja, das Haus, wo Sie sich aufhielten, ist von der Polizei überfallen worden . . . ich habe die Soldaten den andern Tag, nachdem ich dort nach Bamboche gefragt, in der Sackgasse gesehen."

„Die großen Vögel waren ausgeflogen, man hat nur die Vögelchen gefangen."

„Bamboche hat sich also geflüchtet, wie Sie? Doch ich wiederhole, wo ist er?"

„Oh! zu dieser Stunde ist er sehr fern, in Amerika, in China."

„Bamboche war vor drei Tagen in Paris, und muß noch hier sein," rief ich.

„Dann suche und finde ihn, wenn Du kannst; doch was Teufels willst Du mit ihm machen, da ich, wenn es Dir beliebt, für Dich ein zweiter Bamboche sein werde?"

„Ich danke."

„Du bist nicht vernünftig: Bamboche ist jung, voll Mittel, während ich alt bin ... sinke ... und einen Commis nöthig haben werde."

„Wozu?"

Nach einer Pause versetzte der Bandit:

„Wo wohnst Du?"

„Ich habe keine Zufluchtstätte."

„Ich habe ein Zimmer, wir wohnen beisammen ... es wird Dir an Nichts fehlen ... sieh ..." und er zeigte mir ein Dutzend Fünffrankenstücke, unter welchen ich sogar ein paar Goldstücke bemerkte.

Ich konnte meine Verwunderung nicht verbergen; der Bandit bemerkte es und sagte zu mir:

„Es setzt Dich in Erstaunen, daß ich nach dem Hafen gehe, während ich so gut mit Ballast beladen bin, nicht wahr?"

„Ja, darüber wundere ich mich."

„Ich gehe nach dem Hafen als Liebhaber ... seit zwei Tagen suche ich einen Commis, ich fand nichts, was mir zugesagt hätte. Diesen Morgen begegnete ich Dir ... ich bin überzeugt, Du würdest für mich taugen ... vorwärts, trinke doch ..."

„Nein ..."

„Du Eisenkopf ... Doch gleichviel, wir wollen die Sache ordnen, mit einander leben, es wird Dich nicht reuen ..."

„Sie wollen mir nicht sagen, wo Bamboche ist?“

„Bin nicht so dumm . . . er würde Dich behalten.“

„Ich danke für das Brod, das Sie mir gegeben haben,“ sagte ich, indem ich aufstand, „wenn ich eines Tags im Stande bin, werde ich es Ihnen zurückgeben.“

„Du gehst?“

„Ja . . .“

„Was Teufels! . . . höre doch!“

„Es ist unnöthig . . .“

„Wo wirst Du diese Nacht schlafen?“

„Ich hoffe ein paar Sous beim Ausgang der Theater zu gewinnen.“

„Oh! oh!“ versetzte Cul-de-jatte, der über das, was ich geäußert hatte, nachzudenken schien. „Du kennst schon die guten Orte . . . Du schlägst mein Anerbieten aus . . . mir gleichviel, früher oder später werde ich Dich wieder in meine Hände bekommen . . . Ja ich sage Dir . . . ich erwarte Dich.“

Ich konnte mich eines Schauers nicht erwehren, als ich hörte, mit welch tief überzeugtem Tone der Elende die Worte: *Ich erwarte Dich*, aussprach.

Schleunigst verließ ich ihn, und er rief mir nach: „Auf Wiedersehen!“

Ohne große Erfahrung zu besitzen, begriff ich trotz des absichtlichen Verschweigens von Cul-de-jatte, daß dieser Elende, betroffen durch den Muth, durch die Stärke und durch die beinahe wilde Energie, wovon er mich hatte am Morgen meinen Mitbewerbern am Landungsplatze Beweise geben sehen, meine Verzweiflung und meine Entblößung auszubeuten hoffte, um mich zum Werkzeug irgend eines verbrecherischen Unternehmens zu machen, wobei er sich, wie er sagte, über meine Moralität hinreichend durch die Thatsache meiner alten Freundschaft mit Bamboche, dem ich mich nähern wollte, obgleich mir sein abenteuerliches Leben bekannt war, *beruhigt* fühlte.

Ich empörte mich Anfangs schon bei dem Gedanken, nicht der Mitschuldige des Cul-de-jatte zu werden, denn dieser Gedanke kam mir nicht einmal in den Kopf, sondern fortan in der geringsten Beziehung zu ihm zu stehen . . . Auf diesen aufrichtigen Entschluß folgte eine Betrachtung voll Schrecken, indem ich mich der schmählichen Einräumung erinnerte, die mir der Hunger bereits entrissen hatte.

„Ach!" dachte ich, „würde ich nicht mit der Entrüstung eines redlichen Menschen denjenigen zurückgestoßen haben, der mir gesagt hätte, ich werde Seite an Seite, Arm in Arm mit dem der größten Verbrechen fähigen und schuldigen Banditen gehen? . . . Und dennoch hatte ich diese Schmach erlitten, und die Hoffnung, Nachricht von Bamboche zu erhalten, hatte nur sekundär bei meinem Entschlusse gewirkt . . . die Hoffnung, zu essen, war Alles für mich gewesen.

„Zu welchen furchtbaren Dingen können der Hunger und die Qualen der Armuth uns doch treiben," sagte ich zu mir mit einer schmerzlichen Traurigkeit, „da ich . . . erfüllt von den besten, von den solidesten Grundsätzen . . . ich, der ich eine Art von göttlicher Anbetung im Herzen hege, die mir die Beobachtung des Guten auferlegt, mich bis zu diesem Grade erniedrigen konnte? Mein Gott! wie geht es denen, welche den Zufällen des Lebens preisgegeben, ohne Erziehung, ohne Unterstützung, ohne Glauben, ohne einen heilsamen Zügel sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befinden?"

Und ich rief mit Claude Gérard aus:

„O Armuth! Armuth! wirst Du denn immer die Ursache oder die Quelle von so vielen Uebeln, von so vielen Entartungen, von so vielen Verbrechen sein? . . ." . . . .

. . . .

In Erwartung der Nacht und der Stunde des Ausgangs der Theater, verwendete ich alle Quellen

meiner Einbildungskraft, um ein Mittel zu suchen, meinen Lebensunterhalt auf eine sichere, ehrenhafte Weise zu gewinnen; aber mein Geist erschöpfte sich in unmöglichen Combinationen.

Ich fühlte einen seltsamen, schmerzlichen Eindruck, als ich diese geschäftige Menge sich umhertreiben sah, welche nicht vermuthete, ach! nicht vermuthen konnte, daß der Unglückliche, an dem sie sorglos vorüberging, nicht wußte, wo er in dieser finsteren Winternacht sein Haupt niederlegen sollte, und daß man ihn vielleicht am andern Morgen halb todt vor Kälte und Hunger auf dem Pflaster finden würde.

Die Ungewißheit, in der ich mich befand, ob ich so viel verdienen würde, daß ich mein Nachtlager bezahlen könnte, machte mir doppelt bange. Nächtlicher Weile auf der Straße als Vagabund verhaftet werden, war für mich das Gefängniß. Und das Gefängniß flößte mir einen solchen Schrecken ein, daß ich ihm den Tod vorgezogen hätte. Denn das Gefängniß versetzte mich in die Unmöglichkeit, Regina nützlich zu sein, und ich weiß nicht, welcher Instinkt mir sagte, ich könnte dieses Ziel erreichen, trotz meiner dunkeln, untergeordneten Lebenslage.

Ich mußte also um jeden Preis diesen Abend sechs Sous gewinnen, um mir ein Lager für die Nacht zu sichern. An das Brod vom nächsten Tag wollte ich nicht denken.

Am Morgen hatte mich die Heftigkeit des Hungers roh, beinahe wild gemacht .... ich fühlte, daß die Nothwendigkeit, ein paar Sous zu gewinnen, um nicht als Vagabund verhaftet zu werden, mich am Abend, wenn es sein müßte, abermals roh, wild machen würde.

Als es völlig Nacht geworden war, wandte ich mich nach den Boulevards und trank, wenn ich mich recht erinnere, aus dem unteren Bassin des Brunnens vom Chateau-d'Eau und stellte mich dann in die Ge-

gend des Gymnase-Theaters; ich glaubte, ohne darüber erstaunt zu sein, die Mehrzahl der Leute zu erkennen, die ich am Tage vorher und am Morgen am Landungsplatze des Dampfbootes gesehen hatte. Es saßen die Einen auf Weichsteinen, die Andern auf dem Rande des Trottoir und wieder Andere hinter den Fiacres, deren lange Reihe sich bis zur Porte-Saint-Denis ausdehnte.

Als ich auf dem Boulevard die glänzenden Wagen, die sich in allen Richtungen kreuzten und deren Gebieter ohne Zweifel zu Festen eilten, hinfahren sah, regte sich in mir kein Gefühl des Neides, des Hasses oder der Eifersucht, dafür ist Gott mein Zeuge; ich sagte mir nur:

„Diese Glücklichen des Tages wissen nicht, daß zu dieser Stunde Menschen mit einer furchtbaren Angst auf einen Gewinn von ein paar Sous warten, um ein Lager und Brod zu haben, und daß, wenn diesen Abend und morgen abermals ihre Erwartung getäuscht wird, übermorgen für sie der Todeskampf des Hungers beginnt."

Diese Betrachtung erinnerte mich daran, daß Claude Gérard eines Tages folgende sinnreiche Worte zu mir sagte:

„Moralisch, vernünftig gesprochen, heißt Almosen geben denjenigen erniedrigen, welcher es empfängt, während ihm Arbeit verschaffen ihn zugleich unterstützen und ehren heißt; doch so, wie die Dinge leider stehen, muß man sich mit dem Almosen, trotz seiner Gefahren, begnügen, denn es hat wenigstens ein unmittelbares Resultat. Es gibt auch Eines, was bei der Erziehung der reichen Kinder nicht übergangen werden sollte: man sollte nämlich als Ausgangs- und Vergleichungspunkt wissen, daß man zum Beispiel mit *zwanzig Sous Brod, streng genommen, zehn Menschen vor dem Hungertod schützen kann* . . . .
. . . ."

Ich erwartete die Stunde, wo das Theater endigen würde, am Fuße von einem der Bäume des Boulevard sitzend, in einem dunkeln Winkel und der Chaussée gegenüber, auf welche sich das Theater öffnete. Von Müdigkeit gelähmt schlief ich halb.

Plötzlich fühlte ich mich heftig geschüttelt, ich öffnete die Augen und war umgeben von einer Gruppe von Leuten von schlimmem Aussehen, unter welchen ich mehrere erkannte, deren Gegenwart ich schon wahrgenommen hatte; in demselben Augenblick kam es mir vor, als erblickte ich bei der Helle eines Scheinwerfers auf der entgegengesetzten Chaussée das finstere, sardonische Gesicht des Cul-de-jatte; doch diese Erscheinung war so rasch, daß ich kaum meine Blicke darauf heften konnte, um so mehr, als mich die drohende Stellung der Menschen, welche mich plötzlich umhüllten, ungemein beunruhigte.

„Was wollt Ihr?" sagte ich zu ihnen, indem ich aufstand, um mich in Vertheidigungsstand zu setzen.

„Du bist ein Mouchard!" *) antwortete mir eine Stimme, „wir wissen es!"

Und in demselben Augenblick, ehe ich diesen Angriff hatte vorhersehen können, packte man mich von hinten, ein Schnupftuch wurde mir auf den Mund gedrückt und hinter dem Kopf in Form eines Knebels zusammengebunden; dann fühlte ich mich, trotz meines verzweifelten Widerstandes, mit Schlägen überhäuft, fortgestoßen und beinahe bis in eine von den kleinen, höckerigen Straßen getragen, welche an dieser Stelle auf das Boulevard ausmünden; das Schnupftuch erstickte mein Geschrei; die große Zahl der Angreifenden lähmte meine Kräfte; diese Scene ging so schnell vor sich, daß ich im Hintergrunde des Ganges eines Hauses in dieser Straße niedergeworfen war, ehe ich mich zu erkennen vermochte. Die durch diese Gewaltthat veranlaßte Be-

*) Polizeispion.

wegung wurde ohne Zweifel von den Vorübergehenden kaum bemerkt, oder sie hielten dieselbe für eine von den gemeinen, so häufig an den Zugängen der Theater vorkommenden Streitigkeiten.

Als man mich auf das Pflaster des Ganges warf, nachdem man mir zahllose Schläge beigebracht, von denen mehrere mein Gesicht blutig verletzten, stieß mein Kopf an einen Stein, und dieser Stoß war so heftig, daß ich beinahe das Bewußtsein verlor; inmitten eines zugleich tiefen und dumpfen Leidens, bei dem es mir vorkam, als wollte es meinen Schädel zersprengen, hörte ich eine Stimme sagen:

„Es ist genug . . . . gehen wir . . . das Theater endigt eben.“

Es verging nun ein ziemlich langer Zeitraum, während dessen ich keine andere Empfindung hatte, als die sehr scharfer Schmerzen; allmälig erlangte ich wieder meine Sinne; ich war eiskalt und wie gliederlahm; ich versuchte es, mich zu erheben, was mir indessen nur mit Mühe gelang; beinahe ohne zu wissen, was ich that, verließ ich wankend den Gang . . . Die Nacht war schwarz, die Straße öde; es fiel ein dichter Schnee; die Thätigkeit der frischen Luft rief mich vollends zu mir selbst zurück. Dann erst erinnerte ich mich klar des Angriffs, dessen Opfer ich gewesen war.

Es mußte spät sein: das Boulevard war mit Schnee bedeckt und völlig verlassen; ein Fiacre stand jedoch an der Ecke der Rue Poissonnière.

Nach einigen Schritten mußte ich, von einem krampfhaften Schauer geschüttelt, stille stehen; . . . . meine Zähne klapperten an einander; meine Kniee zitterten, ich fühlte am Kopf und an der rechten Hüfte besonders einen so grausamen Schmerz, daß ich mich kaum fortschleppen konnte.

Plötzlich machte mich das Geräusch der entfernten, abgemessenen Tritte einer Patrouille beben . . . Meine zerfetzten Kleider, mein blutiges Gesicht, die Unmög-

lichkeit, eine Wohnstätte nachzuweisen, mußten zur Folge haben, daß ich als Vagabund verhaftet wurde, wenn ich diesen Soldaten begegnete.

Ich wollte fliehen; . . . doch von dem Leiden überwältigt, stolperte ich bei jedem Schritte.

Das sonore Geräusch des Marsches der Patrouille näherte sich immer mehr. Schon sah ich in der Ferne im Halbschatten der Gegenallee die Flinten der Soldaten glänzen . . . ich machte eine letzte Anstrengung . . . es war vergebens . . . ich glitt auf dem Schnee aus und fiel auf die Kniee.

„Mein Gott! . . . mein Gott! . . ." rief ich.

Und ich zerfloß in Thränen, denn ich hatte nicht die Kraft, aufzustehen.

Plötzlich faßte mich ein Mensch, der hinter einem der Bäume des Boulevard hervorkam, unter den Armen, hob mich vom Boden auf und sprach:

„Dort kommt eine Patrouille, man wird Dich verhaften . . ."

Ich erkannte den Cul-de-jatte; er belauerte mich ohne Zweifel seit der Gewaltthat, die er hervorgerufen hatte.

„Sprich . . . willst Du mit mir kommen," fuhr er fort, „oder Dich packen lassen? Hörst Du? Die Patrouille naht."

„Flüchten wir uns . . . helfen Sie mir gehen . . ." rief ich erschrocken.

„Vorwärts . . . Müssiggänger," sprach der Bandit mit sardonischem Tone.

Auf ihn gestützt, konnte ich über das Boulevard schreiten.

„Kutscher . . . geschwinde . . . öffne den Schlag," sagte der Cul-de-jatte zu dem Führer des Wagens, den ich bemerkt hatte.

Ich stieg mit meinem Gefährten in den Fiacre; der Schlag schloß sich hinter uns in dem Augenblick,

wo die Patrouille zu der Stelle des Boulevard kam, an der ich niedergesunken war.

Viertes Kapitel.

Die Wohnung des Cul-de-jatte.

Der Fiacre fuhr lange; während dieser Fahrt richtete der Bandit, ich weiß nicht warum, nicht ein einziges Mal das Wort an mich. Dieses Stillschweigen, das Schaukeln des Wagens, die Wärme, die ich hier fand, versetzten mich in eine Erstarrung, die sich beinahe bis auf meinen Geist erstreckte. Das Mißgeschick, das mich zum zweiten Male dem Cul-de-jatte näherte, kam mir wie ein unseliger Traum vor; der Wagen hielt an und ich kehrte zur Wirklichkeit zurück.

Mein Gefährte half mir, nachdem er mich mehrmals geschüttelt hatte, aus dem Wagen steigen; meine Quetschungen verursachten mir immer noch grausame Schmerzen; ich wußte nicht, in welchem Quartiere wir uns befanden; geführt von dem Banditen, auf dessen Arm ich mich stützen mußte, durchschritt ich zuerst eine Art von langem Hofe, oder eine mit Häusern eingefaßte Passage; dann folgten wir den Krümmungen eines schmalen Gäßchens und gelangten vor ein anderes Gebäude, dessen Thüre mein Gefährte mit einem Hauptschlüssel öffnete.

„Gib mir die Hand . . . laß Dich führen und folge mir . . .“ sagte der Cul-de-jatte.

Ich kann den Eindruck des Ekels und des Abscheus nicht schildern, als ich meine Hand in der des Elenden fühlte . . . Eine knabenhafte Angst, ohne Zweifel durch

die Schwächung meines Gehirns veranlaßt, ließ mich in dieser Vereinigung unserer Hände das Pfand eines Vertrages zwischen mir und dem Cul-de-jatte sehen. Er blieb oben auf einer ziemlich steilen Treppe stehen, öffnete eine Thüre und schloß sie dann wieder hinter uns; mit Hülfe eines chemischen Zündhölzchens zündete er sodann ein Licht an, das bald ein ziemlich großes Zimmer erhellte, in welches wir kamen, nachdem wir einen engen Gang durchschritten hatten. Das fragliche Zimmer war dergestalt mit Gegenständen aller Art angefüllt, daß kaum der Platz für das Bett und einiges Geräthe blieb. Mehr als die Hälfte des Fensters, dessen gelbliche Vorhänge sorgfältig geschlossen waren, wurde in seiner Höhe von einer Menge von Päcken eingenommen.

„Da ist ein Bett . . . schlafe . . . morgen früh werden wir sprechen, und wenn es nöthig ist, haben wir einen Arzt," sagte der Cul-de-jatte zu mir . . . „Du wirst sehen, daß ich nicht so sehr Teufel bin, als es den Anschein hat."

Dann zog er eine von den Matratzen aus dem Bette, warf sie auf den Boden, nahm zum Kopfkissen einen von den zahlreichen Päcken, mit denen das Zimmer gefüllt war, blies das Licht aus und legte sich nieder.

Physisch und moralisch gelähmt, beinahe unfähig, nachzudenken, fühlte ich einen Augenblick unbeschreiblichen Wohlbehagens, als ich mich auf das Bett warf, wo ich auch bald entschlummerte, denn ich hatte die vorhergehende Nacht auf dem offenen Felde und in einer peinlichen Schlaflosigkeit zugebracht.

Als ich erwachte, war es Tag, doch die Dichtheit der geschlossenen Vorhänge machte, daß eine Halbdunkelheit im Zimmer herrschte. Ich hörte das Schnarchen eines Ofens, dessen Glut ihren Schimmer auf die röthlichen Platten des Bodens warf; ich sah in meiner Nähe auf einem Stuhle ein Stück Brod und eine Tasse

Milch. Erstaunt über diese Zuvorkommenheit meines Wirthes, schaute ich auf die eine und die andere Seite: ich war allein.

Mehr erschrocken über diese Einsamkeit als über die Gegenwart des Cul-de-jatte, wollte ich mich anziehen und suchte meine elenden Kleider, welche man mir bei dem Streite am Tage vorher beinahe in Fetzen zerrissen hatte; sie waren verschwunden; doch an ihrer Stelle erblickte ich auf dem Fuße des Bettes ein paar Beinkleider, eine Weste, einen Oberrock von Tuch, Alles neu, und vortreffliche Stiefeln . . . Dieser Austausch brachte mich, obgleich er zu meinem Vortheil gereichte, in Verzweiflung, denn in der Tasche meiner Jacke hatte ich bis jetzt sorgfältig das dem Grabe der Mutter von Regina entwendete Portefeuille aufbewahrt . . . Doch bald erblickte ich zu meiner großen Freude dieses Portefeuille, allerdings offen, auf einem Tische in der Nähe meines Bettes . . . ich ergriff es eben so eilig als unruhig . . . Zum Glück fand ich Alles, was dasselbe enthielt; ich wußte die Zahl der Briefe . . . sie waren alle vorhanden, und eben so das Kreuz und das Blättchen Pergament, worauf man eine Königskrone umgeben von symbolischen Zeichen sah.

Aber bald erfaßte mich eine Furcht. Dieses Portefeuille, das ich gleichsam aus den Händen des Cul-de-jatte in demselben Augenblick entwendet hatte, wo ich ihn niedergeschlagen, nachdem er das Grab der Mutter von Regina verletzt, dieses Portefeuille war es von dem Banditen wieder erkannt worden? Hatte er einen Argwohn, auf welche Art sich dieser Gegenstand in meinen Händen befand, und würde er sich in diesem Fall an mir rächen wollen?

Meine Lage verwickelte sich. Ich wagte es nicht, zu rufen, und fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen, die auf meinem Bette liegenden Kleider, ohne Zweifel gestohlene Kleider, anzuziehen. Doch was thun?

Schon der Gedanke, in diesem Hause zu bleiben, erschreckte mich. Ich bemühte mich, meine Lumpen wiederzufinden; vergebens suchte ich sie unter den Gegenständen, mit denen das Zimmer angefüllt war. Ich sah hier eine Vereinigung der heterogensten Dinge: seidene Vorhänge, Pendeluhren, Stiefeln und Schuhe, Stücke Stoff, ganz neue Kleider, Frauenshawls, alte Waffen, Dutzende von seidenen Strümpfen in Päcken, sorgfältig versiegelte Flaschen Wein oder Liqueur, Statuetten von Elfenbein oder Bronze, die mir von kostbarer Arbeit zu sein schienen, Weißzeug aller Art, und ich weiß nicht wie viel Kistchen Cigarren mit Etiquetten in spanischer Sprache, Alles auf den Zufall aufgehäuft. Das rasche Inventar vermehrte noch meine Furcht; diese Gegenstände mußten der Erfolg zahlreicher Diebstähle sein, wobei der Cul-de-jatte Hehler oder Genosse war; ich wollte um jeden Preis dieses Haus fliehen, auf die Gefahr, mich mit entlehnten Kleidern zu bedecken. Leider war die Thüre fest und doppelt geschlossen.

Bald hörte ich die äußere Thüre des Ganges öffnen, schwere Tritte näherten sich und man klopfte auf eine besondere Art an die Stubenthüre.

Ich blieb stumm, unbeweglich.

Man klopfte abermals und auf dieselbe Weise . . . Dann nach einem Zwischenraum von einigen Minuten unterschied ich ein leichtes Rascheln unter der Leiste der Thüre und man steckte von Außen mit Hülfe einer langen Messerklinge ein Stückchen Papier in das Zimmer; wonach die Tritte sich wieder entfernten und die Gangthüre geschlossen wurde.

Ich warf die Augen auf das Papier, das man unter der Thüre hereingeschoben hatte; es war zusammengefaltet; ich hob es auf, öffnete es und las nur die mit Bleistift geschriebenen Worte in folgender Orthographie:

„Demin — 1 heure du matin — on atand... cai prai.“ *)

Nach kurzem Zögern legte ich das Papier wieder zur Thürschwelle; es handelte sich ohne Zweifel um ein verbrecherisches Rendezvous.

Dieser neue Vorfall verdoppelte noch mein Verlangen, diesen Ort zu fliehen. Um für jedes Ereigniß bereit zu sein, zog ich trotz meines Widerwillens die Kleider an, die nicht mir gehörten; dann machte ich das Fenster von den Gegenständen frei, welche es versperrten, und öffnete dasselbe. Es ging in einen Hof und war mindestens fünfundzwanzig bis dreißig Fuß über dem Boden. Keine Flucht war, wenigstens zu dieser Stunde, hier möglich.

Nach kurzem Nachdenken blieb ich bei einem gewaltsamen Entschlusse stehen: sobald der Cul-de-jatte die Thüre öffnete, würde ich mich auf ihn stürzen und trotz der heftigen Schmerzen, die ich als Folgen des Streites am vorhergehenden Tage immer noch fühlte, rechnete ich genugsam auf meine Entschlossenheit und auf meine Behendigkeit, um dieses Zimmer gutwillig oder mit Gewalt zu verlassen.

In diesem Augenblicke erschollen Tritte im Gange. Ich waffnete mich mit Muth und war bereit, hinauszustürzen, sobald der Cul-de-jatte die Thüre öffnen würde, doch wie groß war mein Erstaunen, als ich eine Stimme, ein Lied, Worte, Alles mir nur zu bekannt, hörte.

Diese Stimme war die von la Levrasse.

Er trällerte die Worte der Belle Bourbonnaise, ein Lied, das der Gaukler vorzugsweise liebte!

---

*) Morgen um 1 Uhr erwartet man auf dem Quai... Wir gestehen, daß wir bei dieser Orthographie nicht wissen, was mit dem prai gemeint sein kann.

Während er sang, klopfte er an die Thüre, ganz wie der vorhergehende Besuch geklopft hatte, ehe er das erwähnte Billet unter der Thüre durchschob.

Als la Levrasse keine Antwort erhielt, unterbrach er einen Augenblick seinen Gesang und klopfte abermals und hierauf zum dritten Male mit Ungeduld. Nunmehr ohne Zweifel von der Abwesenheit des Cul-de-jatte überzeugt, entfernte sich mein alter Herr, sein Lieblingslied wiederholend.

Dieses unerwartete Zusammentreffen setzte mich in hohem Grade in Erstaunen; aber ich wunderte mich keines Wegs über den Zusammenhang, der zwischen la Levrasse und dem Cul-de-jatte statthaben konnte, da Beide so sehr geeignet waren, sich zu verstehen; der Widerwille, den mir der ehemalige Henker meiner Kindheit einflößte, welcher ohne Zweifel dem Brande seines von Bamboche angezündeten Wagens entkommen war, wurde für mich zu einem neuen Beweggrunde, diesen Ort zu verlassen, denn ich befürchtete jeden Augenblick das Erscheinen und Einschreiten der Polizei; in diesem Falle mußte ich trotz meiner Betheuerungen auch in den unbefangensten Augen für einen Mitschuldigen des Cul-de-jatte gelten und als Dieb in das Gefängniß geworfen werden, wobei es mir vielleicht erst später gelingen würde, meine Unschuld zu beweisen . . . Diese Zukunft kam mir noch viel furchtbarer vor, als wenn man mich wegen Vagabundirens verhaftet hätte.

Immer mehr entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, um hinauszukommen, wählte ich mir unter den alten Waffen eine Art von eisernem, damascirtem Streitkolben, weniger um den Cul-de-jatte zu schlagen, als um ihn im Falle von Drohungen oder eines Widerstandes von seiner Seite einzuschüchtern.

Ich war noch auf den Haufen von Waffen gebückt, die ich geräuschvoll auseinander gezogen hatte, um den eisernen Kolben zu wählen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte; ich bebte so heftig (denn ich be-

fand mich der Thüre gegenüber und war beinahe gewiß, daß man sie nicht geöffnet), daß der eiserne Kolben, als ich mich umwandte, meinen Händen entfiel.

Ich sah den Cul-de-jatte hinter mir stehen. Er war nicht durch die gegen den Gang gehende Thüre eingetreten, sondern durch eine in einem Verschlage angebrachte Verkleidung, deren Dasein ich nicht ahnete; die Wohnung des Banditen hatte zwei Ausgänge. So scheiterte mein Plan, unter Begünstigung der halb geöffneten Thüre mit Gewalt zu entfliehen.

„Das lasse ich mir gefallen," sagte der Cul-de-jatte, auf meine Kleider anspielend, „nun bist Du wie ein vornehmer Herr angezogen."

Nach kurzem Stillschweigen erwiederte ich:

„Sie wollen mir die Kleider nicht zurückgeben, die ich getragen habe?"

„Du beklagst Dich vielleicht über den Tausch?"

„Ja . . . denn diese Kleider sind ohne Zweifel gestohlen, wie alle Gegenstände, die ich in Ihrem Zimmer erblicke."

„Hast Du gefrühstückt?" versetzte der Bandit, indem er nach dem Stuhle schaute, „nein? vorwärts, iß ein Stück . . . wir werden hernach plaudern . . . Ich habe Dir Feuer gemacht, ich habe Dein Frühstück bereitet. Bamboche hätte Dich nicht besser behandelt."

„Zum letzten Male bitte ich Sie, mir meine Kleider zu geben und mich von hier weggehen zu lassen... gutwillig . . ."

Statt mir zu antworten, bückte sich der Cul-de-jatte, hob das Billet auf, las es, zerriß dasselbe und sagte zu mir:

„Ich wußte das. Ich begegnete dem Kameraden, als er von hier zurückkam . . . . Hast Du das Billet gelesen?"

„Ich sage Ihnen, daß ich meine Kleider haben und von hier weggehen will."

„Beruhige Dich . . . und höre mich . . . Willst

Du ein guter Junge sein, so mache ich Dir folgenden Vorschlag . . . Ich quartiere Dich in zwei hübsch meublirten, kleinen Zimmern ein. Du bist bereits nicht schlecht gekleidet. Ich werde Dich vollständig herausputzen. Ein Traiteur bringt Dir jeden Tag Dein Essen; in der ersten Zeit sollst Du kein Geld in der Tasche haben . . . Später, wenn Du Dich gut machst, bekommst Du, dafür stehe ich Dir."

„Und was erwarten Sie von mir im Austausch für diese Wohlthaten?" sagte ich mit einem bittern Lächeln zu Cul-de-jatte.

„Drei oder vier Stunden von Deiner Zeit jeden Tag, nicht mehr; den Rest des Tages magst Du müßig gehen, wirst Du thun, was Dir beliebt."

„Und wozu werde ich diese Zeit verwenden?"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich eines Commis bedürfe . . . Du wirst mein Commis sein . . ."

„Ihr Commis?"

„Höre, wir wollen offenes Spiel spielen . . . seit etwa acht Tagen gehe ich nach dem Hafen und an andere Orte, um irgend einen Menschen zu finden, der mir zusagen würde . . . ich habe kein Glück . . lauter Gesichter, die schon mit ihrer Miene allein die Spürhunde der Polizei zum Stillhalten bewegen würden, und dann, Manieren!! Du kommst im Gegentheil von der Provinz . . . Du bist nicht bekannt, Du hast ein ehrliches Aussehen, bist im Falle der Noth entschlossen und schlägst tüchtig . . . Du gehst mir wie ein Handschuh, warum dies? Höre: Ich bin, wie Du siehst, mit Waaren überhäuft, ich habe Gründe . . . sie nicht selbst zu verkaufen . . . Das ist nicht Stolz, bei meinem Ehrenworte! ich möchte gern Dieses verkaufen, Jenes nach dem Mont-de-Piété*) bringen, etwas Anderes vertauschen u. s. w.; doch um so zu handeln, ohne Verdacht zu erwecken, muß man ein Domicil haben,

*) Leihhaus in Paris.

in seinem Quartiere wohl angesehen sein, ein wenig von seinen Renten leben; deßhalb werde ich Dir eine gute Wohnung geben, Dich gut herausputzen, gut nähren .... später bekommst Du Deine Commissionsgebühren ... vom Verkauf ... Was Du hier siehst, ist nichts, ich habe noch andere Magazine ... und ...."

„Ah! Sie wollen sich meiner bedienen, um die Frucht Ihrer Diebstähle zu verkaufen?"

„Meine Waaren, junger Mann, meine Waaren ... damit wirst Dich zuerst beschäftigen."

„Ich werde also noch andere Functionen haben?"

„Später gehst Du in gewisse gute Häuser, die ich Dir nennen werde, um Muster von meinen eingeschmuggelten Cigarren anzubieten, und unter diesem Vorwand ..."

„Unter diesem Vorwand?"

„Ah! ah! das heißt; Du spieltest doch den Ekeln. ... Nun! ... unter diesem Vorwande leistest Du mir gewisse Dienste; ich werde Dir später sagen, welche."

„Das ist Alles, was Sie von mir verlangen?"

„Für diese Viertelstunde, ja. Was die Garantien für meine Anerbietungen und Versprechen betrifft, so beweist Dir das Vertrauen, mit dem ich Dich beehre, daß dies ernstlich gemeint ist."

„Nun hören Sie mich ebenfalls. Ich kenne Sie; Sie sind ein Elender ... Sie haben einst Bamboche verdorben und unter vielen, ohne Zweifel noch unbestraften, Verbrechen ein gräßliches begangen ... Sie haben ein Grab verletzt."

„Das ist also das Portefeuille? Ich hatte so einen Gedanken," rief der Bandit mit einem wilden, gezwungenen Gelächter. „Ah! Du kennst denjenigen, welcher Schuld war, daß mir dieser schöne Streich mißlang!"

„Ich bin es."

„Du?"

„Ja, ich. Ich war damals noch ein Kind. Ich

sage Ihnen dies, damit Sie wissen, daß ich Sie nicht fürchte, denn wenn ich Ihnen als Kind beinahe den Schädel mit einer Schaufel zerschmettert habe, so werde ich Ihnen denselben als ein Mann mit diesem Kolben wohl ganz zerschmettern. Verstehen Sie?"

„Ah! Du warst es?" murmelte der Bandit; „wir werden später hievon sprechen."

„Wann Sie wollen. Mittlerweile werden Sie mich nicht mit Gewalt hier zurückhalten. Was Ihre Anerbietungen betrifft, so würde ich eher vor Noth sterben, als sie annehmen."

„Du fühlst wohl, mein Junge, daß ich Dich nicht in mein Magazin geführt habe, ohne meine Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen; zu dieser Stunde bist Du eben so gefährdet als ich. Die Kleider, welche Du trägst, sind gestohlene Kleider, Du hast freiwillig hier geschlafen, Du hast diesen Morgen ebenfalls freiwillig mit mir gefrühstückt; . . . . Alles dies kann ich beweisen. Mich anzeigen heißt also zugleich Dich anzeigen. Willst Du Dir Dein Brod am Hafen erwerben . . . immerzu, ich fordere Dich selbst dazu auf . . . nun, da ich Dich als Mouchard bezeichnet habe . . . es sind Gründe vorhanden, daß man mir glaubt, und wenn Du wieder dort erscheinst, so schlägt man Dich ganz todt . . . . Gedenke nicht, der Wache zu rufen . . . Du würdest selbst gepackt und als Vagabund eingesperrt, und zwei Stunden nachher wüßte man . . . . das sage ich Dir, . . . daß die Kleider, die Du auf dem Leibe trägst, gestohlene Kleider sind."

Und nach einer Pause fügte der Cul-de-jatte bei: „Was sagst Du hiezu?"

„Sie sind ein Schändlicher!" rief ich.

Der Bandit zuckte die Achseln und erwiederte:

„Ein Schändlicher? Wir wollen doch ein wenig sehen . . . Gestern Morgen warst Du dem Hungertode nahe, ich gab Dir Brod; gestern Abend warst Du dem Erfrieren nahe, ich gab Dir eine Zufluchtsstätte . . . .

Du warst mit Lumpen bedeckt, ich kleidete Dich warm und neu von Kopf bis zu Fuß. Finde doch viele ehrliche Leute, welche für Dich thun würden, was ich gethan habe."

„Doch in welcher Absicht haben Sie mich so unterstützt? Um mich zum Bösen zu führen."

„Bei Gott!" versetzte der Bandit, „das ist klar... Ich möchte wohl wissen, ob die ehrlichen Leute so viel geben würden, um Dich zum Guten zu führen?"

Diese Vergleichung, obschon sie eine paradoxe Seite hatte, schlug mich; ich fand Anfangs kein Wort der Erwiederung . . . Denn zu meiner Schande und mit Gewissensbissen muß ich gestehen, ich vergaß einen Augenblick, daß Claude Gérard, selbst sehr arm, mich aufgenommen hatte, um einen ehrlichen Menschen aus mir zu machen; aber ich wiederhole, ich war Anfangs so betroffen über das Paradoxon, daß mir sogleich mein Schritt bei einem Beamten, der doch gleichsam das Gesetz, die Gesellschaft vertrat, einfiel . . . Was antwortete dieser Beamte auf meine Bitte um Arbeit? Welche Ermuthigungen gab er meinem Entschlusse, ein ehrlicher Mensch zu bleiben? Welchen Ausweg öffnete er meiner verzweifelten Lage?

Ich mußte anerkennen, der Bandit war mir zu Hülfe gekommen, er hatte mich aufgenommen, er bot mir, wenn ich Böses thun würde, eine Zukunft des Wohlstandes und des Müßiggangs. Allerdings setzte ich mich, wenn ich einwilligte, der Gefahr des Gefängnisses aus; aber führten mich die Armuth und die Ehrlichkeit nicht auch nothwendiger Weise in das Gefängniß, wie es mir der Beamte verkündigte, indem er mir sagte, in Ermangelung einer Zufluchtsstätte, von Unterhaltsmitteln und Arbeit würde ich früher oder später verhaftet und als Vagabund eingesperrt werden.

„Gefängniß für Gefängniß . . . . lieber diese unselige Stunde im Wohlstande, als unter den Qualen der Armuth erwarten," dachte ich mit tiefer, bereits

durch den innern Grimm geschärfter Bitterkeit mein Schicksal verhöhnend ... „Bamboche hatte Recht, wenn er mir die Logik von Cul-de-jatte rühmte ... die Erfahrung beweist mir, daß der Genosse meiner Kindheit richtig sah, ich war ein Dummkopf, dieser Bandit besitzt die wahre Lebensweisheit. Es ist wahr, er bringt die Entehrung, die Beschmutzung nicht in Anschlag; bin ich aber einmal mitten unter die beschmutzten, entehrten Gefangenen geworfen, welchen Unterschied wird man zwischen ihnen und mir machen?“

Der Cul-de-jatte beobachtete mich stillschweigend; er glaubte zu errathen, daß seine cynischen Vorschläge und seine Theorie meinen Entschluß wankend zu machen anfingen; ohne Zweifel befürchtete er, durch eine zu rohe Zudringlichkeit den Vortheil zu gefährden, den er über mich errungen zu haben vermuthete, und sagte zu mir:

„Höre, mein Junge, im Ganzen thut man schlecht, was man mit Gewalt thut ... ich will Dir das Messer nicht an die Kehle setzen und Deine Lage nicht mißbrauchen ... Du bist nun gut gekleidet ... dieses Brod und diese Milch werden Dir für den Tag genügen ... Gehe aus ... suche Deinen Unterhalt auf eine ehrliche Weise zu gewinnen, wie Du sagst .... Es gibt so viele tugendhafte Menschen,“ fügte er mit einem sardonischen Tone bei, „daß Du nothwendig einen finden mußt, der Dir auf der Stelle das Brod in die Hand steckt, um es zu verhindern, daß Du Dich dem Bösen zuwendest, wie sie das nennen ... ich bin überzeugt, Du brauchst nur zu sprechen ... Solltest Du aber aus dem größten Zufall von allen diesen ehrlichen Leuten aufgenommen werden, wie ein ausgehungerter Hund in einer guten Küche aufgenommen wird, nun, so erhältst Du morgen das hübsche, kleine Plätzchen als Commis, das ich Dir antrage. Ist Dir das genehm?“

Ich blieb düster, stumm; der Bandit fuhr fort:

„Es versteht sich von selbst, daß ich genug Zutrauen zu Dir habe, und nicht glaube, Du wärest fähig, die guten Kleider zu verkaufen, die Du auf dem Leibe hast, um Dir minder gute zu kaufen und von dem Unterschiede des Preises zu leben. Um Dir nun zu beweisen, daß ich thue, was ich sage," fügte der Cul-de-jatte bei, „gehe, wenn Du willst, Du bist frei."

Und er öffnete weit die Thüre des Zimmers.

Fünftes Kapitel.

Versuchungen.

Sobald ich die Thüre geöffnet sah, war es meine erste Bewegung, hinauszueilen; der Cul-de-jatte widersetzte sich meinem Abgange durchaus nicht; im Augenblick aber, wo ich aus dem Corridor weggehen wollte, sprach er zu mir:

„Mein Junge, ein Wort in Deinem Interesse."

Ich wandte mich um.

Der Cul-de-jatte schrieb auf ein Stück Papier.

„Halt," sagte er, „hier ist meine Adresse, denn Du weißt nicht, in welchem Quartier wir sind, und wenn Du diesen Abend zurückkehrst, mußt Du nach dem Wege fragen können; bin ich zuerst nach Hause gekommen, so klopfst Du und nennst Dich . . . Kommst Du zuerst, so wartest Du im Gange. Ah! Du gehst ohne Frühstück weg!"

„Dieses Brod soll meinen Hunger heute Abend stillen . . . wenn ich zurückkehre."

„Oh! Du spielst den Delicaten gegen einen Freund?

Nach Deinem Belieben ... Alles Glück bei Deiner Jagd auf gute Leute ... welche Mitleid mit Dir haben werden ..."

Ich entfernte mich; der Bandit rief mich zurück.

„Sage doch ..."

„Was?"

„Wenn Du solche gute Leute triffst, so bringe mir doch einen zum Sehen, ich lasse ihn ausstopfen."

Ich zuckte die Achseln und stieg rasch die Treppe hinab.

Sobald ich in der frischen Luft, sobald ich aus der Gegenwart und der Wohnung des Banditen war, kam es mir vor, als erwachte ich aus einem Traume; ich fragte mich, wie ich mich über die albernen und gemeinen Paradoxen dieses Elenden habe betrüben können, und machte es mir zu einem bittern Vorwurf, daß ich für einen Augenblick Alles vergessen, was ich Claude Gérard schuldig war. Genügte diese Thatsache nicht, um die cynischen Anschuldigungen des Banditen gegen die ehrlichen Leute niederzuschlagen?

Da ich mich anständig gekleidet sah (ich wagte es indessen nicht, an den Ursprung dieser Kleider zu denken), so fühlte ich mich minder verlegen. Ich hoffte mehr, die Zukunft kam mir minder düster vor; es schien mir, meine Aufforderung an das Herz von irgend einer wohlthätigen Person müßte besser aufgenommen werden und ich könnte nun gewisse Chancen versuchen, an die ich zuvor unmöglich hatte denken können, denn häufig flößt der Anblick eines mit Lumpen bedeckten Menschen Mißtrauen oder unüberwindlichen Widerwillen ein.

So gedachte ich mich zu der Witwe von Herrn von Saint-Etienne, meinem verstorbenen Beschützer, zu begeben, während mich, so lange ich wie ein Bettler gekleidet war, die Scham zurückgehalten hätte, ihr Vorzimmer zu betreten.

Frau von Saint-Etienne mußte sich ein wenig von dem unvorhergesehenen Schlage erholt haben, der

sie getroffen hatte; ich hoffte, sie würde mich aus Achtung vor dem Andenken an ihren Gatten unterstützen und wandte mich daher nach der Rue du Mont-Blanc.

Der Portier erkannte mich vollkommen; aber ach! ein neues Mißgeschick, Frau von Saint-Etienne war am Tage nach dem Tode ihres Gatten nach ihrem Gute abgereist, das mehr als zweihundert Stunden von Paris entfernt lag. An diese Dame schreiben, ihre Antwort abwarten war eine Sache von wenigstens fünf bis sechs Tagen, und in meiner Lage waren sechs Tage ein Jahrhundert.

„Hören Sie," sagte ich zu dem Portier, der mich aufrichtig zu beklagen schien, „dieses Quartier wird von sehr reichen Leuten bewohnt, unter ihnen gibt es ohne Zweifel Edelmüthige, Wohlthätige, deren Namen Sie gehört haben müssen. Es ist nicht möglich, daß sie kein Mitleid mit mir fühlen, wenn ich ihnen meine Lage, und was ich seit meiner Ankunft in Paris gelitten, offenherzig auseinandergesetzt habe.

Der Portier schüttelte den Kopf und erwiederte mir:

„Es gibt sehr reiche Leute im Quartier; doch es kostet große Mühe, bis zu ihnen zu dringen, mein armer Junge, und dann . . . kurz Alles, was ich für Sie thun kann, ist, daß ich Ihnen die Adresse von Herrn du Tertre, dem berühmten Banquier, gebe. Man sagt, er sei sehr wohlthätig. Wagen Sie es."

Ich kam zu dem Banquier.

„Was wünschen Sie?" sagte der Portier.

„Zu Herrn du Tertre, dem Banquier."

„Gehen Sie an die Kasse, die Treppe rechts, im Entresole."

In meinen Lumpen hätte man mich an der Thüre festgenommen, meine anständigen Kleider flößten keinen Verdacht ein; ich stieg hinauf und trat in ein Vorzimmer, wo ich zwei Kassengehülfen fand.

„Herr du Tertre," sagte ich zu einem von ihnen.

„Will der Herr den Kassier sprechen, so werde ich ihn führen.“

Ich wurde in das Cabinet des Kassiers eingeführt. Im Hintergrunde dieses Zimmers stand ein großer, eiserner Schrank offen, in welchem ich Schätze gewahrte; der Anblick dieser Reichthümer erregte keinen Neid bei mir, er that mir weh.

„Mein Herr, ich wünsche Herrn du Tertre zu sprechen,“ sagte ich zu dem Kassier.

„In Geschäften?“

„Nein, mein Herr,“ erwiederte ich zögernd und bis zur Stirne erröthend, „nicht in Geschäften.“

„Sie sind Herrn du Tertre bekannt?“ fragte mich der Kassier, der mich mit einem gewissen Mißtrauen, das meine Verlegenheit verdoppelte, zu betrachten anfing.

„Nein, mein Herr,“ antwortete ich, „doch ich wünschte ihn zu sehen, zu sprechen.“

„Er ist abwesend, mein Herr,“ erwiederte der Kassier mit einer immer mehr argwöhnischen Miene; seine lange Erfahrung ahnete ohne Zweifel mein Gesuch; „wollen Sie an Herrn du Tertre schreiben oder mir sagen, was Sie zu ihm führt?“

„Was mich zu ihm führt, mein Herr,“ sprach ich, meine Furcht und meine Scham überwindend, „es ist der Ruf, in dem er wegen seiner Wohlthätigkeit steht, und ich komme . . .“

Der Kassier ließ mich nicht vollenden, an solche Gesuche wahrscheinlich gewöhnt, antwortete er mir mit höflicher Kälte:

„Gewiß, mein Herr, man rühmt mit Recht die Wohlthätigkeit von Herrn du Tertre, doch er übt sie nach Grundsätzen, von denen er nie abgeht: wollen Sie mir vor Allem Ihren Namen und Ihre Adresse, und dann den Namen und die Adressen von wenigstens zwei bekannten und angesehenen Personen zurücklassen, bei denen man Erkundigung über Sie einziehen kann; wol-

len Sie endlich genau angeben, welche Art von Unterstützung Sie von Herrn du Tertre zu erhalten wünschen; in drei Tagen werden Sie sich die Mühe geben, wiederzukommen."

„Mein Herr, haben Sie die Güte, mich anzuhören," rief ich, „meine Lage ist sehr drückend . . . ich habe nicht . . ."

„Verzeihen Sie, mein Herr, meine Augenblicke sind gezählt," antwortete der Kassier mich unterbrechend, „wollen Sie in das nächste Zimmer gehen, der Kassengehülfe wird Ihnen geben, was Sie brauchen, um die Notizen aufzuschreiben, die ich von Ihnen verlange."

Und als ich noch einmal in ihn drang, mich anzuhören, stand der Kassier auf, läutete, führte mich sehr höflich an die Thüre und sagte zu einem von den Kassengehülfen:

„Geben Sie dem Herrn Schreibzeug."

„Ich danke Ihnen . . . ich werde zu Hause schreiben und meinen Brief schicken," sagte ich traurig zu dem Gehülfen und entfernte mich, den Tod im Herzen.

Ich habe seitdem erfahren, daß Herr du Tertre viel gab, doch ohne je von den Regeln abzugehen, die er für seine Wohlthätigkeit festgestellt hatte. Trotz meiner grausamen Betrübniß war ich genöthigt, zuzugestehen, daß, insofern Paris beständig von einer Menge von Abenteurern und verwegenen Taugenichtsen ausgebeutet werde, die Vorsichtsmaßregeln des Banquier durch die Vernunft und durch ein lobenswerthes Verlangen, sein Almosen würdig zu vertheilen, vorgeschrieben zu sein schienen. Aber ich, was mich betrifft, welche Adresse konnte ich geben? die des Cul-de-jatte? An welche Personen sollte ich mich wenden, daß sie für mich gut stünden?

Ich verzweifelte noch nicht; man muß sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befunden haben, um sich einbilden zu können, welchen hartnäckigen Illusionen man sich bis zu dem Augenblick hingibt, wo sie vor

der Wirklichkeit verschwinden; so ging ich, als ich das Haus des Banquier verließ, da es ziemlich schönes Wetter war, nach den Tuilerien; man höre, in welcher Absicht:

„Ich begreife," sagte ich zu mir, „ich begreife, daß Herr du Tertre seine Wohlthaten sicher und auf eine ehrenhafte Weise anbringen will, und daß er, ehe er sie bewilligt, zögert, um sich zu erkundigen; er berücksichtigt vielleicht nicht genug die dringenden, verzweifelten Lagen, wie die meinige, und wenn ich hätte bis zu ihm gelangen können, so würde ihn sicherlich die Aufrichtigkeit meines Tones bewegt, überzeugt haben; doch ich konnte ihn nicht sprechen; nun wohl! ich werde einen Andern sprechen; ich will mich nach einem öffentlichen, gewöhnlich von reichen Personen besuchten Spaziergang begeben; ich werde irgend Einen, dessen Gesicht mir Vertrauen einflößt, angehen und ihn um eine kurze Unterredung in einer Allee bitten; sicherlich werde ich nicht zurückgestoßen."

Ich wollte so bei reichen Leuten versuchen, was ich vergebens bei den dürftigen Arbeitern im Hafen versucht hatte.

Als ich zu den Tuilerien kam, stellte ich mich in die Lindenallee, welche sich an der Rue de Rivoli hinzieht; bald sah ich aus einem schönen Wagen einen noch jungen Mann mit einer sanften und ein wenig traurigen Physiognomie aussteigen. Er fing an in der Allee auf und abzugehen. Ich folgte ihm Schritt für Schritt; bei dem ersten Gange wagte ich es trotz meiner Entschließungen nicht, ihn anzureden . . . leicht fand ich einen Vorwand für eine Verlegenheit, die ich mir nicht gestehen mochte — ich wollte, wie ich mir sagte, noch einmal sein Gesicht sehen, um zu beurtheilen, ob mich mein erster Eindruck nicht getäuscht; ich ging langsamer, er wandte sich um und kehrte zurück; es war immer dieselbe sanfte, traurige, etwas zerstreute Physiognomie.

„Ich werde nicht mehr zögern," sagte ich, „ich fühle, mein Vertrauen ist zurückgekehrt; ich werde mich ihm nähern, wenn er an dem Kaffeehause vorübergeht, das die Terrasse überragt." Doch auch diesmal fand meine schwindende Entschlossenheit einen neuen Vorwand. Es befanden sich mehrere Spaziergänger zwischen diesem Manne und mir; überdies kam mir die Allee an ihrem andern Ende weniger mit Menschen gefüllt vor.

In dem Zeitraume, den ich brauchte, um diesen Weg zurückzulegen, wobei ich meinen Gang nach dem meines Wohlthäters richtete, suchte ich mit dem Blicke andere Physiognomien, welche noch ermuthigender wären, als die seinige. Ich fand keine. Ich hatte noch ein paar Schritte zu machen, um das Ende der Allee zu erreichen, wo ich mich bald beinahe allein mit demjenigen sah, auf welchem, ohne daß er etwas davon wußte, meine letzten Hoffnungen beruhten; ich bewaffnete mich mit einem energischen Willen, beschleunigte meinen Gang, schritt parallel mit ihm, ohne daß er mich zu bemerken schien, vorwärts und stammelte mit zitternder, erstickter Stimme:

„Mein Herr . . ."

Hatten die Furcht und die Verwirrung mein Wort unverständlich gemacht, oder war mein zukünftiger Wohlthäter zu sehr zerstreut, er hörte mich nicht und setzte langsam seinen Spaziergang bis an das Ende der Allee fort. Erröthend über meine Schwäche, machte ich eine letzte Anstrengung gegen mich selbst, stellte mich ihm im Augenblick, wo er sich umwandte, entgegen, grüßte ihn und sprach schüchtern:

„Mein Herr . . ."

„Mein Herr?" sagte er, indem er erstaunt stille stand und mich starr anschaute.

Und da ich stumm, verblüfft blieb, fügte er bei:

„Mein Herr, Sie täuschen sich ohne Zweifel, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

Diese Worte verwandelten mich in Eis; meine

Entschlossenheit verschwand; ich wich zurück vor der Unmöglichkeit, hier mitten auf diesem Spaziergange, unter dieser Menge, beinahe mein ganzes Leben einem Unbekannten zu erzählen, tausend Einzelnheiten auseinanderzusetzen, die mich allein der Theilnahme würdig machen, und von einem gewöhnlichen Bettler unterscheiden konnten. Erschrocken über das, was ich versucht hatte, erwiederte ich auch stammelnd:

„Nein, mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein, ich wollte, ich hoffte . . .“

Es war mir unmöglich, ein Wort mehr hervorzubrigen; mein Schlund zog sich zusammen, ich blieb stumm, unbeweglich, den Hut in der Hand, und wagte es nicht, die Augen zu dem Mann aufzuschlagen, der immer mehr erstaunt mit ungeduldigem Tone zu mir sagte:

„Nun, mein Herr, was wollen Sie denn, warum halten Sie mich mitten auf dieser Promenade auf?“

Bei diesen Worten, welche er ziemlich laut sprach, wandten sich mehrere Personen um und blieben stehen, um mich anzuschauen. Ich stand bis jetzt, den Hut in der Hand und die Stirne von der Verwirrung gebeugt, auf einer Stelle. Als ich aber wahrnahm, daß meine Stellung, mein verlegenes Stillschweigen in Verbindung mit dem sehr natürlichen Erstaunen der Person, welche ich angeredet, die Aufmerksamkeit der Spaziergänger, unter denen ich sogar einen der Aufseher des Gartens erblickte, zu erregen anfingen, entfernte ich mich rasch und sagte nur noch:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich glaubte mich an eine andere Person zu wenden.“

Ich war indessen noch nicht entmuthigt. „Ich kann nicht sogleich von Anfang die für einen Bettler nothwendige Keckheit und Schlauheit besitzen,“ sagte ich bitter zu mir. „Das wird vielleicht kommen . . . Versuchen wir es noch einmal . . . Und besonders Muth gefaßt!“

Ich kam zu einer Kirche und trat, Hoffnung im Herzen, ein; derjenige, welcher betet, ist wohlthätig, ich mußte eine mitleidige Seele finden. Eine Frau war eben im Begriff, die Kirche zu verlassen; ein Diener in reicher Livree folgte ihr mit einem Sacke von Sammet, worauf ein Wappen gestickt war. In dem Augenblick, wo diese Frau von einem sanften, ehrwürdigen Antlitz durch einen Corridor schritt, der außerhalb der Thüre des Tempels angebracht war, näherte ich mich ihr und sagte hastig:

„Madame, im Namen des Himmels! haben Sie Mitleid mit mir . . . ich bin allein in Paris, ohne Bekannte, ohne Hülfsmittel . . . ich verlange nur Arbeit, um meinen Unterhalt ehrlich zu gewinnen."

„Gehören Sie zu diesem Kirchspiele, mein Freund?" fragte mich die Dame.

„Nein, Madame."

„Kennt Sie der Herr Pfarrer Ihres Kirchspiels? Kann er für Ihre Frömmigkeit, für Ihre Sittlichkeit stehen?"

„Ach! Madame, ich bin ohne Zufluchtsstätte und habe kein Kirchspiel."

„Das macht mich trostlos," erwiederte diese Dame; „doch da man leider nicht Jedermann geben kann, so beschränke ich meine Almosen auf die Armen meines Kirchspiels, welche ihre religiösen Pflichten streng erfüllen."

Und sie setzte ihren Weg fort.

. . . .

Als ich am Abend gegen zehn Uhr, von Hunger erschöpft, nach der Wohnung des Cul-de-jatte zurückkehrte, war eine heftige Revolution in mir vorgegangen; noch zu dieser Stunde frage ich mich, wie dies so schnell gekommen sein könne; meine Seele war in den Zweifel und in die Galle versunken; die Empörung, der Haß nahmen die Stelle meiner gewöhnlichen Resignation ein; nach so vielen vergeblichen, ehrlichen

Versuchen, um dem Schicksal zu entgehen, das mich niederbeugte, fingen die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse in meinem Geiste an sich zu verwirren und zu vermengen . . . Ich begann auch . . . trauriges Symptom . . . in Beziehung auf die Ehrenhaftigkeit die Theorie von der Praxis zu unterscheiden.

Ich war besonders müde! . . . müde, zu leiden! müde, vergebens zu hoffen! müde, für die Zukunft zu fürchten! müde, mir zu sagen: Werde ich morgen vor Hunger und Kälte sterben?"

„Redlichkeit, Zartgefühl, Ehre, das sind bewunderungswürdige Worte, ich muß es gestehen, doch hievon lebt man nicht," dachte ich. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich habe Alles gethan, Alles versucht, um Arbeit zu finden, ich finde keine, oder sie ist so precär, so abenteuerlich, daß ich den schändlichen Rohheiten einer heillosen Menge, dem Tode vielleicht Trotz bieten müßte, um einen ungewissen Lohn zu gewinnen. Ich werde nicht so dumm sein, die Ausübung der guten Grundsätze eher bis zum Hungertode zu treiben, als einen Fehler zu begehen. Ich nehme vorläufig die Anerbietungen des Cul-de-jatte an und gewinne dadurch ein paar Tage, während welcher ich Zeit habe, einen Brief von Claude Gérard oder eine Antwort von der Witwe von Herrn von Saint-Etienne, an welche ich schreiben werde, zu empfangen.

„Mein Benehmen ist allerdings feige, unwürdig," fügte ich bei, „es ist ein erster Schritt auf dem Wege der Schande . . . doch es wird der erste und der letzte sein, denn wenn ich in acht Tagen keine Nachricht von Claude Gérard oder von der Witwe meines Beschützers erhalte, so befreie ich mich von einem zu elenden Leben."

Zu dieser Stunde, wo ich die Vergangenheit kalt ins Auge fassen kann, beweist mir die Erfahrung, daß die Leute von Herz, welche schwach werden, wie ich mich schwach werden fühlte, sich beinahe immer über ihre zukünftige Schmach, gerade wie ich dies that, durch

tolle Hoffnungen auf eine bevorstehende bessere Zeit, oder durch den Entschluß eines sühnenden Selbstmordes blenden; aber leider wird die Eitelkeit der Hoffnungen bald erkannt, die Stunde des Todes schlägt, die Stunde dieses Todes, der uns von einem nunmehr befleckten Leben befreien soll, ... doch wie der Verurtheilte unabläßig den Augenblick der Hinrichtung hinauszuschieben trachtet, so vertagt man die Sühnung ... Was ist an einem Tage mehr, an einer Woche mehr, an einem Monat mehr gelegen, so lange unsere Schande nicht entdeckt ist? ... Kann uns ein glücklicher Zufall nicht auf die Bahn des Guten zurückführen? Und dann werden wir sie nicht mehr verlassen.

Und feige lassen wir uns leben .... aber unsere Schande ist entdeckt, ist öffentlich ... Oh! allerdings dann eher den Tod als den Pranger! den sühnenden Tod, zu dem wir uns zum Voraus verdammt haben. Den Tod? Warum? Wozu diesen verspäteten, unnützen Heldenmuth? Sind wir nicht für alle Zeiten gebrandmarkt? Besser ein ehrloses Leben, als ein ehrloser Tod, und wir sind für immer unserer Rechte in der Gesellschaft verlustig und leben in unserer Schande.

. . . .

Ich kam zum Cul-de-jatte; er erwartete mich.

„Du hast Weißkraut gemacht," rief er lachend, „Du bringst nicht den allerkleinsten wohlthätigen Mann mit, um ihn auszustopfen?"

„Ich werde Ihr Commis sein," sagte ich mit düsterer Entschlossenheit.

„Morgen?"

„Morgen."

„So ist es gut, bei Gott! Nun höre unsere Marschordnung: Ich zählte darauf, daß Du zu mir zurückkommen würdest, und habe heute bereits eine kleine Miethwohnung für Dich gefunden. Für die Meubles ist Anordnung von mir getroffen; morgen gehen wir dahin und sehen die Wohnung mit einander an, Du sagst, sie behage Dir, und unterzeichnest einen Vertrag; der

Eigenthümer ist benachrichtigt. Ich treffe eine Uebereinkunft mit dem Traiteur wegen der Mahle; es soll Dir an nichts fehlen; nur wirst Du, um Dich in Athem zu setzen und mir eine Garantie zu geben, morgen selbst seine Uhr nach dem Mont-de-Piété bringen; übermorgen hast Du Urlaub, hernach aber beginnen wir unsere Operationen."

„Sehr gut," erwiederte ich; „doch ich habe Hunger und bin schläfrig."

„Ich erwartete Dich zum Abendbrod. Du findest hier Speisen, welche etwas mehr werth sind, als Milch und Brod; dort ist eine gute Matratze. Ich nehme diese Nacht mein Bett wieder, mein Alter erlaubt es mir, junger Mann."

„Sie haben keinen Wein hier?" sagte ich, denn ich fühlte das Bedürfniß, mich zu betäuben.

„Das gefällt mir, das heiße ich sprechen. Ich habe hier eine Musterflasche Madeira . . . koste einmal, mein Sohn."

Ich aß und trank besonders gierig: ich war so wenig gewohnt, Wein zu trinken, daß ich mich, wenn nicht betrunken, doch wenigstens völlig betäubt niederlegte, denn meine sonst mir stets so gegenwärtigen Erinnerungen entgehen mir in Beziehung auf das Ende dieses Abends.

Am andern Morgen bei meinem Erwachen fand ich den Cul-de-jatte bereits auf und angekleidet.

„Ich habe mich mit dem Hauseigenthümer auf eilf Uhr zusammenbeschieden," sagte er; „es ist zehn Uhr, kleide Dich an und laß uns gehen."

Ich kleidete mich an und wir gingen.

In der Sekunde, wo wir die Wohnung des Cul-de-jatte verließen, sprach er zu mir:

„Halt, nimm die Uhr."

Und er reichte mir eine sehr schöne goldene Uhr mit einer Kette.

„Ich werde sie in dem Augenblick nehmen, wo ich

sie nach dem Mont-de-piété zu bringen habe, das ist früh genug," entgegnete ich.

„Wie Du willst... So laß uns zuerst die Wohnung ansehen und den Vertrag unterzeichnen ... Gestehe, daß ich ein sehr guter Geschäftsmann bin?"

„Vortrefflich ..."

Wir kamen nach der Rue Faubourg-Montmartre, traten in ein Haus von ansehnlichem Aeußerem ein und stiegen die Treppe hinauf, um die Wohnung in Augenschein zu nehmen; sie bestand aus drei kleinen Zimmern, welche auf einen Hof gingen und sehr anständig meublirt waren.

„Du wirst hier wie ein König sein," sagte der Cul-de-jatte zu mir, „das ist besser, als der Koth und der Schnee von Paris zur Nachtzeit, wie?"

„Viel besser."

„Wir wollen nun zu dem Hauseigenthümer gehen, den Vertrag unterzeichnen und drei Monate vorausbezahlen, hier sind zweihundert Franken."

Und der Bandit gab mir zehn Goldstücke.

Der Hauseigenthümer erwartete uns, der Vertrag war bereit, der Cul-de-jatte hatte sich mit dem mit dem Verkauf der Meubles beauftragten Tapezier verständigt. Der Letztere gab dem Hauseigenthümer Kunde von dieser Anordnung, ich bezahlte zweihundert Franken, und es sollte mir das Duplikat von dem Vertrage zugestellt werden.

„Wir haben ein Goldgeschäft gemacht," sagte mein Gefährte, als wir das Haus verließen; „sich Waaren *verschaffen*, ist nichts, sie verkaufen, sie gut verkaufen, ohne Verdacht zu erregen, das ist das *hic*, während es ganz natürlich ist, daß ein etablirter, in seinem Quartiere bekannter junger Mann heute Juwelen oder Silberzeug, morgen Wäsche, Effecten verkauft, indem er dafür Sorge trägt, daß er seine Käufer, wie Du es thun wirst, heute in dem einen Quartier, morgen in dem andern wählt, wobei er eine

ehrenhafte Adresse angeben kann, nach der ihn der Käufer aufzusuchen hat, um ihm Zahlung zu leisten, was den Verdacht bis auf den Schatten benimmt; .. und dann, siehst Du, das sind nur Bagatellen für den Anfang. Später wirst Du erst erfahren, welchen Nutzen man aus Dir und Deiner Niederlassung in diesem Quartiere ziehen kann."

„Ich zweifle nicht daran ... Wohin gehen wir nun?"

„Nach dem Mont-de-piété, Du verlangst vierhundert Franken auf die Uhr und die Kette, man gibt Dir dreihundert und Du nimmst sie."

„Sehr gut, vorwärts."

„Nimm die Uhr."

„Sogleich."

„Wie Du willst."

Sechstes Kapitel.

Das Begegnen.

Ich fühlte mich in einer Lage des Geistes ungefähr der eines Menschen ähnlich, welcher träumt, aber unbestimmt das Bewußtsein davon hat, daß er träumt; es erfaßte mich indessen keine Reue, denn ich glaubte mich durchaus entschuldbar und sagte in meinen gehässigen Gefühlen gegen die Gesellschaft:

„Ich habe hartnäckig Arbeit und Brod von ihr gefordert, sie hat mir nicht geantwortet, sie hat mich gezwungener Weise in die Alternative versetzt, vor Hunger zu sterben, oder eine unwürdige Handlung zu begehen; die Schmach falle auf die stiefmütterliche Ge-

sellschaft zurück; sie mißkennt mein Recht, zu leben, ich mißkenne ihre Gesetze."

Ohne Zweifel las mein Gefährte auf meinem Gesicht die Bitterkeit meiner Gedanken, denn er sagte zu mir:

„Ich liebe Dich so, mein Sohn: Du bist bleich, Du pressest die Zähne an einander. Ich bin überzeugt, ein gutes Messer in der Hand würdest Du nicht zehn Personen fürchten."

Kaum hatte mein Gefährte diese düsteren Worte gesprochen, als wir genöthigt waren, inmitten einer durch das Hemmniß mehrer Wagen veranlaßten Zusammenschaarung stehen zu bleiben; da die Ecke versperrt war, so strömten die Fußgänger zurück; ich war am Rande des Trottoir stehen geblieben; plötzlich stieß ich einen unwillkührlichen Schrei aus. Einige Schritte von mir erblickte ich Regina in einem von den Wagen, welche durch die Versperrung aufgehalten wurden.

Sie war schwarz gekleidet, wie ich sie immer an den Jahrestagen des Todes ihrer Mutter gesehen hatte; eine leichte Blässe bedeckte ihr schwermüthiges, schönes Antlitz, sie schien in Gedanken versunken zu sein.

Zufällig wandte sie den Kopf nach meiner Seite, kaum eine Secunde lang verweilte ihr trauriger, zerstreuter Blick maschinenmäßig auf mir.

Meine Augen begegneten den ihrigen, jedoch ohne daß sie es wahrzunehmen schien.

Da in diesem Augenblick der Weg wieder frei geworden war, so fuhr der Wagen, in welchem Regina in Gesellschaft einer andern Frau saß, weiter und verschwand.

Der Blick von Regina wirkte elektrisch; ein göttlicher Schimmer erleuchtete plötzlich den Abgrund, in welchen ich zu stürzen im Begriffe war... Mein Entschluß war auf der Stelle gefaßt.

Ich fand mich vom Cul-de-jatte durch mehrere Personen getrennt, welche wie wir aufgehalten worden

waren; zu meiner Linken erblickte ich einen offenen Thorweg und unter seinem Gewölbe die letzten Stufen einer Treppe; ich benützte einen Augenblick, wo mein Gefährte ohne Mißtrauen auf eine andere Seite schaute, trat rasch unter den Thorweg, ohne von dem Portier bemerkt zu werden, sprang hastig bis zum ersten Stocke hinauf und stieg dann vollends langsam bis zum fünften, bereit, nach einem unbekannten Miethsmann zu fragen, um ihm meine Anwesenheit in diesem Hause zu erklären.

Ich wollte dem Cul-de-jatte Zeit lassen, sich zu entfernen und, um mich wieder aufzufinden, nach dem einen oder dem andern Ende der Straße zu laufen. Nachdem ich einige Augenblicke im letzten Stockwerke verweilt hatte, stieg ich langsam wieder die Treppe hinab und machte dabei auf jedem Ruheplatze eine Pause; ich gewann so ungefähr eine Viertelstunde, dann ging ich vorsichtig hinaus, schaute jedoch, ehe ich das Gewölbe des Thorwegs verließ, überall in der Straße umher.

Der Cul-de-jatte war verschwunden.

Ich drang in die Passage, welche die Cité Bergère bildet, schritt hastig vorwärts und gelangte nach dem umfangreichen, unbestimmten, einerseits durch die letzten Häuser des Faubourg, andererseits durch die Ringmauer von Paris begränzten Boden.

Sobald ich hier angelangt war, athmete ich, denn ich fühlte mich frei.

Während dieses eiligen Marsches hatte ich meinen Entschluß vollends zur Reife gebracht.

Ich war ruhig.

Als ich umherschaute, erblickte ich nahe bei den letzten Häusern des Faubourg mehrere tiefe Aushöhlungen, welche von Bauten herrührten, die ohne Zweifel durch die Winterzeit unterbrochen worden waren; ein durchbrochener Bretterverschlag umgab diese Bauten. Eine derselben erhob sich ein wenig über die Grundmauern; ich bemerkte einen halb vollendeten Keller, dessen Gewölbe indessen eine bedeutende Vertiefung bildete.

Die Vorsehung bediente mich nach Wünschen. Ich erwartete voll Ungeduld die Nacht; der Tag that mir wehe . . .

Lange Zeit ging ich an diesem öden Orte umher; ein düsterer Nebel bedeckte ihn bald mit seinen dichten Wolken.

Je mehr ich es mir überlegte, desto vernünftiger, desto logischer kam mir mein Entschluß vor, desto mehr erstaunte ich über den furchtbaren Schwindel, der mich erfaßt hatte und dem ich durch den Anblick von Regina entrissen worden war.

Endlich kam die Nacht.

Ich machte leicht ein Loch durch den Bretterverschlag, mit dem das unvollendete Gebäude umgeben war, stieg in die Grundmauern hinab und bereitete mir mit ein wenig Stroh, das ich von den behauenen Steinen nahm, die man im Winter damit bedeckt, eine Art von Streu in dem unvollendeten Keller, wobei ich einen großen Stein zum Kopfkissen nahm, und streckte mich hier aus, um geduldig den Tod zu erwarten.

Du weißt es, o mein Gott! ich faßte diesen letzten Entschluß ohne Haß, ohne Zorn, ohne Empörung gegen mein Schicksal . . . Diese schlimmen Gefühle waren wie meine verbrecherischen Pläne vor einem einzigen Blicke von Regina gefallen.

Nein, ich beschloß zu sterben, einzig und allein, weil ich kein Mittel zu leben fand;

Weil ich nicht um den Preis der Schande leben wollte, wie mir Anfangs der Gedanke gekommen war;

Weil ich endlich weder den Muth, noch den Willen, noch die Kraft in mir fühlte, vergebens den furchtbaren Kampf zu verlängern, den ich seit drei Tagen gegen meine unselige Lage aushielt.

Ich tödtete mich nicht, ich schleuderte kein letztes, wüthendes Anathem gegen eine unbarmherzige Gesellschaft; nein, nein, Du weißt es, o mein Gott! . . . ergeben, voll Barmherzigkeit und Verzeihung empfing

ich, erduldete ich die materielle Unmöglichkeit zu leben, wie man mit Heiterkeit eine tödtliche Krankheit erduldet.

Diese Krankheit war die Armuth . . . ich starb daran . . . aber ich tödtete mich nicht.

Nein, ich tödtete mich nicht, denn ich erinnerte mich zu sehr meiner Unterredungen mit Claude Gérard über den Selbstmord, den er durchaus nicht als ein Verbrechen betrachtete; er konnte im Gegentheil seiner Ansicht nach heldenmüthig, erhaben werden, doch er ließ ihn nur mit großen Einschränkungen zu.

„Sich tödten wollen, heißt sich zugleich zum Opfer, zum Richter und zum Henker erklären," sagte Claude Gérard zu mir; „vor dem obersten Tribunal unseres Gewissens, unserer Vernunft müssen wir plaidiren, das Urtheil fällen, unsere Entscheidung, eine Entscheidung ohne Appellation vollstrecken. Wir können sie also nicht mit zu viel Vorsicht, mit zu viel Ernst in Erwägung ziehen, besonders dürfen wir keinen Entschluß fassen, ohne folgende Fragen in unserer Seele und in unserem Gewissen beantwortet zu haben:

„Uebersteigt die Summe unseres Elends die Summe der menschlichen Kräfte?

„Wird unser Tod irgend Jemand Nutzen bringen?

„Ist es durchaus nachgewiesen, daß unser Leben fortan unsern Brüdern unnütz sein soll?

„Man bedenke wohl! so arm der Mensch auch sein mag, so kann er doch noch seinem Nebenmenschen viele Dienste leisten. Ist er jung und stark, so kann er einen Schwächeren, als er ist, zu vertheidigen haben; ist er verständig und gut, so kann er diejenigen, welche die Unwissenheit böse macht, erleuchten und zum Bessern führen; kurz, es gibt keine kleine Dienste im Vergleiche mit der Unfruchtbarkeit des Selbstmordes; wenn diesen die Umstände nicht heldenmüthig, erhaben machen,

so läßt sich nur ein müssiges, unfruchtbares Leben mit einem unfruchtbaren Tode vergleichen."

Ich hatte also nicht das Recht, mich zu tödten... Mein Tod, wenn er ihn erführe, würde Claude Gérard tief betrüben ... und mein Leben hätte vielleicht Regina nützlich sein können.

Ich mordete mich auch nicht, ich starb .....

....

Von diesem Abend begann für mich eine Art von moralischem und physischem Todeskampf, der übrigens viel weniger schmerzlich war, als ich geglaubt hatte.

Die Temperatur dieses feuchten, düsteren Kellers war beinahe lau; als ich nach der ersten Nacht, die ich in einer gewissen Betäubung des Körpers und des Geistes zubrachte, den bleichen Schimmer des Morgens durch das Gewölbe meines Winkels eindringen sah, fühlte ich seltsamer Weise gleichsam einen Genuß darin, mir zu sagen: ich werde über diesen Tag nicht hinauskommen, ich werde mich nichts um mein Brod, um meine Zufluchtsstätte zu bekümmern haben.

Ich brachte diesen Tag in einer berechneten Unbeweglichkeit zu, denn ich fand bald dadurch eine Kälte und eine völlige Erstarrung; das Gesicht nach der Mauer des Kellers gekehrt, die Augen geschlossen, versenkte ich mich in die Erinnerungen an die Vergangenheit.

Dieses lange Nachsinnen war gleichsam ein zärtliches, feierliches Lebewohl aus der Tiefe meines Herzens an alle Diejenigen gerichtet, welche ich geliebt hatte.

B a m b o c h e, B a s q u i n e, C l a u d e G é r a r d, R e g i n a wurden nach und nach durch meinen immer schwächer werdenden Geist heraufgerufen. Gegen Abend fing ich an die schmerzlichen Qualen des Hungers zu fühlen; glücklicher Weise wirkten sie alsbald auf mein schon erschöpftes Gehirn zurück.

Von diesem Augenblick an mußte ich den Halluci-

nationen preisgegeben sein, welche beinahe immer den furchtbaren Paroxismus begleiten, den man den Wahnsinn des Hungers nennt, und ich verlor das Bewußtsein dessen, was mir begegnete.

. . . .

Als ich wieder zu mir kam, war es kaum Tag; ich lag auf einem Gurtbette in einem hängenden Halbgeschoß, von wo aus ich unter mir einen langen Stall, gefüllt mit dreißig bis vierzig Pferden, erblickte.

Ich glaubte zu träumen und schaute mit wachsendem Erstaunen umher, als ich die Leiter, welche von dem Stalle in das Halbgeschoß führte, einen Menschen heraufsteigen hörte, und trotz meiner Schwäche, trotz der Erstarrung, die mich noch gefesselt hielt, sogleich das gute, ehrliche Gesicht des Fiacrekutschers erkannte, der mich am ersten Tage meines Aufenthalts in Paris geführt hatte.

„Ah! endlich haben Sie die Augen offen,“ sprach er freudig zu mir, „der Arzt sagte wohl, Sie wären nur vor Nothdurft krank, was man auch sehen konnte, denn als man Sie ein wenig Fleischbrühe trinken ließ, schien es Ihnen sogleich besser zu gehen.“

„Wie komme ich hierher?“ fragte ich erschüttert, „ohne Zweifel habe ich es Ihnen zu verdanken?“

„Ich glaube wohl und rühme mich dessen, mein Junge, ich will Ihnen das sogleich erzählen, um Sie nicht suchen zu lassen, Ihr Kopf würde sich anstrengen, und das wäre nicht gut; hören Sie also. Gestern Nachmittag kommt eine hübsche kleine Dame, den Schleier niedergeschlagen und die Nase ebenso, wir kennen das, kommt, sage ich, auf meine Station, macht mir ein Zeichen, daß ich ihr den Wagen öffne, springt leicht wie eine kleine Katze auf den Fußtritt, zieht den Vorhang zu und sagt zu mir: „„Kutscher! Barrière de l'Etoile! sind wir einmal auf der Straße nach Neuilly, so fahren Sie im Schritt.““ „„Sehr wohl, meine Verehrteste.““ Ich steige auf meinen Sitz,

ich komme auf die Straße nach Neuilly und fahre im Schritt . . . Nach fünf Minuten zerrt mich die kleine Dame mit allen Kräften ihres Händchens am Kragen meines Carrik und ruft mir zu: „„Kutscher! halten Sie, wenn's beliebt, und öffnen Sie den Schlag.““ Ich steige ab, ich öffne den Schlag, wem? einem hübschen, jungen Manne, welcher einsteigt und zu mir spricht: „„Kutscher, Faubourg-Montmartre, bei der Barrière halten Sie unter den Bauplätzen an.““ Ich peitsche meine Pferde, eine verdammt lange Fahrt, wie Sie sehen, und ein wenig in der Art von derjenigen, welche Sie mich von der Rue du Mont-Blanc bis zum Impasse du Rénard machen ließen. Als wir zu den Bauplätzen bei der Barrière Montmartre gelangten, stiegen meine Turteltäubchen so munter wie die Buchfinken aus und der junge Mann bezahlte mich wie ein Fürst; sie hatten ohne Zweifel diesen einsamen Ort gewählt, damit man sie nicht mit einander aus dem Fiacre steigen sehen würde. Ich kehrte leer zurück und erblickte wenige Schritte von mir eine Zusammenschaarung; ich fahre schräge nach dieser Stelle. „„Was gibt es denn da?““ „„Straßenjungen, welche in den angefangenen Gebäuden Verstecken spielten, haben einen Menschen gefunden; man sagt, er sei quasi vor Hunger todt.““ Das schnürt mir das Herz zusammen: ich strecke den Hals vor; wen erkenne ich? Sie, mein armer Junge! „„Mein Provinzmensch!““ rufe ich: „„das setzt mich nicht in Erstaunen . . .““ Meiner Treue, ich mache nicht eins, nicht zwei. Wir befanden uns unfern von unsern Ställen. Ich steige aus, Sie waren ohnmächtig; ich sage, daß ich Sie kenne, packe Sie in meinen Fiacre, führe Sie hierher, man holt den Arzt, er kommt, erklärt, Sie sterben vor Hunger und man müsse Sie allmälig ein wenig Fleischbrühe schlucken lassen; man befolgt die Verordnung und ich hoffe, bald werden Sie viel Fleischbrühe nebst einem guten Glas Wein schlucken wollen.“

Und als ich diesem vortrefflichen Menschen meine ganze Dankbarkeit ausdrücken wollte, fuhr er fort:

„Geduld, eine gute Nachricht kommt nicht allein, die Wachstuchhüte sind gute Kinder; hören Sie also, was wir zu einander sagten: „„Michel, unser Knecht, ist weggegangen, will dieser arme junge Mensch mittlerweile seinen Platz einnehmen, so wird sich das nicht schwer machen lassen. Er wohnt wie Michel in dem Halbgeschoße des Stalls; er bewacht die Pferde in der Nacht, läßt sie am Morgen trinken, und wir geben ihm wie Michel dreißig Sous täglich."" Allerdings, mein armer Junge," fügte mein Retter bei, „allerdings ist dies nichts Vortreffliches für Sie, der Sie einen schönen Platz in Paris suchten; doch es ist immerhin Brod, und mit Brod ... kann man warten .... Das ist die Sache .... Sagt Ihnen der Platz von Michel zu, so ist es abgemacht, Sie nehmen ihn, sobald Sie völlig wiederhergestellt sind; denn der Arzt meint, Sie bedürfen der Pflege ... Seien Sie unbesorgt, wir sind unserer etwa zwanzig, und mit einem Beitrag von zwei Sous täglich von Jedem ernähren wir Sie, bis Sie wieder zu Kräften gekommen sind."

. . . .

Gott sei es gedankt, die Zeit meiner härtesten Prüfungen war vorüber; ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Dankbarkeit ich von diesen braven Leuten die unerwartete Hülfe annahm, die sie mir boten; in wenigen Tagen hatte ich meine Gesundheit völlig wiedererlangt. Unterrichtet durch die Erfahrung und durch die Lehren von Claude Gérard, erfüllte ich getreulich und ohne mich im Geringsten gedemüthigt zu glauben, eine Aufgabe, die mir ein auf ehrenhafte Weise erworbenes Brod brachte.

Nach Verlauf von sechs Wochen sagte der Kutscher, mein Beschützer, zu mir:

„Mein Junge, ich habe in der Rue de Provence einen Schwager, der Portier in einem Hotel garni ist;

es findet sich dort eine vortreffliche **Straßenecke** für einen thätigen, verständigen Commissionär, der, wie Sie, was selten ist, zu lesen und zu schreiben versteht; mein Schwager steht Ihnen überdies für die Kundschaft des Hotel; das ist eine bestimmte Einnahme von ungefähr fünfzig Sous bis drei Franken täglich; ist Ihnen das lieber, als hier Stallknecht zu sein? Wenn es Ihnen lieber ist, so gehen wir mit dem Schwager und einem Zeugen auf die Präfectur, um Sie **medailliren** zu lassen . . . Das ist noch nichts Ausgezeichnetes, aber Sie haben eine minder harte Arbeit als hier; es gibt immerhin ein sicheres Brod, und dann werden Sie sehen, was die Zukunft bringt."

Ich nahm diesen Vorschlag um so eher an, als, trotz meines Eifers und meiner Pünktlichkeit, meine Verhältnisse zu meinen zahlreichen Herren, im Allgemeinen guten, aber etwas rohen Leuten, nicht die angenehmsten waren, was ich hier bemerke, ohne daß dadurch der tiefen, aufrichtigen Dankbarkeit, von der ich für sie für die Hülfe, die sie mir in der schwierigsten Lage meines Lebens geleistet, durchdrungen bin, in irgend einer Hinsicht Abbruch geschehen soll.

Siebentes Kapitel.

Martin an den König.

„Zwei Worte, Sire, in Beziehung auf das Vorhergehende.

„Sie konnten das furchtbare, unselige Resultat der Ausbeutung von Kindern durch herumstreichende, verdorbene Gaukler sehen.

„Beinahe jeden Tag enthüllt in Frankreich die Oeffentlichkeit Thatsachen zur Bestätigung von denjenigen, wobei ich einst Zeuge oder mithandelnde Person gewesen bin . . . Und die Gesellschaft duldet mit selbstsüchtiger Sorglosigkeit diese Ungeheuerlichkeiten, deren Opfer die Kinder des Armen allein sind.

„Bitterer Hohn . . . es gibt Gesetze (man vollzieht sie allerdings nicht), deren Zweck wenigstens lobenswerth ist, denn er zielt auf Feststellung bestimmter Vorschriften hinsichtlich der Benützung der Kinder in den Manufacturen ab; warum bleibt dieses Gesetz stumm in Beziehung auf die abscheuliche Ausbeutung der Kindheit durch unwürdige Eltern oder durch Gaukler? . . . eine Ausbeutung, welche diese unglücklichen kleinen Geschöpfe entartet, entsittlicht und beinahe immer später der Unzucht und dem Diebstahle überliefert.

„Die Erzählung der paar Jahre, welche ich bei Claude Gérard zugebracht, Sire, hat Ihnen auch gezeigt, wie diejenigen, welche Frankreich regieren, die Erziehung des Landvolkes, das die ungeheure Mehrzahl der Nation bildet, verstanden haben und verstehen; Sie haben gesehen, Sire, mit welchem Wohlstande, mit welcher Achtung, mit welcher Ehre sie den Lehrer umgeben.

„Wen sieht man in der ersten Reihe, wenn eine Feierlichkeit, irgend eine öffentliche Ceremonie stattfindet? Den Beamten, der das Schwert des Gesetzes, den General, der das Schwert der bewaffneten Macht, den Priester, der das Schwert der göttlichen Gerechtigkeit in der Hand hält; diese vertreten das traurige Gerüste der menschlichen und der göttlichen Strafe, den Zwang, die Unterdrückung, die Einschüchterung in dieser und in der andern Welt. Doch warum sieht man bei solchen prunkhaften Zügen nicht in demselben Range mit den Männern, welche urtheilen, bestrafen, unterdrücken, den Mann, der in der Gesellschaft nicht minder wichtig ist, als der Beamte, der Soldat, der

Priester? den Mann, der wenigstens gleich ihnen geehrt werden sollte: den Lehrer des Volks?

„Ja, den Lehrer des Volks, denjenigen, welcher moralisch den Bürger schaffen, ihn unterrichten, verbessern, ihm die glühende, heilige Liebe für das Vaterland und die Menschheit einflößen, ihn auf die Erfüllung von allen Pflichten, von allen Opfern vorbereiten muß, die ihm ein arbeitsames und ehrliches Leben auferlegt.

„Noch einmal, diese Lehrer, welche das heiligste Priesterthum üben, das Priesterthum, das in der Erleuchtung und Versittlichung des Volkes besteht, sollten sie nicht gleich mit denen gehen, welche, wenn das Volk fehlt, es verurtheilen, niedersäbeln oder verdammen?

„Sie haben gesehen, Sire (die officiellen Documente beweisen es nur zu sehr), in welcher Absicht die Regierenden dieses Landes und ihre Genossen den Lehrer des Volkes zu der härtesten, empörendsten Lage herabdrücken.

„Eine andere Episode meines Lebens, Sire, hat Sie mit einer ungeheuerlichen Thatsache bekannt gemacht, welche bei jedem angeblich gesellschaftlichen Staate, wie eine eben so seltene als furchtbare Erscheinung betrachtet werden sollte, und dennoch kommt diese Thatsache im Gegentheil so häufig vor, daß edle Herzen darüber sich betrüben, sich entrüstet fühlen, aber nicht mehr staunen.

„Um zu der Lösung dieses unseligen Problems zu gelangen, Sire, muß man es so stellen:

„Setzen wir einen kräftigen, verständigen, ehrlichen jungen Menschen, der einen guten Elementarunterricht erhalten hat, der ein Handwerk versteht, der voll guten Willens, voll von Muth ist, dem kein Geschäft widerstrebt, der sich in jede Aufgabe fügt, der an die Arbeit, an die Entbehrungen gewöhnt ist, der von wenig lebt, und sich mit wenig begnügt, der nur an

eine ehrenhafte Weise sich Brod und ein Obdach zu erwerben sucht.

„Wird dieser Mensch mit seiner muthigen Entschlossenheit, mit seiner völligen Selbstverleugnung, mit seinen Fähigkeiten zur Arbeit Gelegenheit finden, sich auf eine ehrenhafte Weise dieses Brod, dieses Obdach zu erwerben?

„Mit einem Worte, wird sein Recht auf Arbeit, das heißt sein Recht, durch Arbeit und Ehrlichkeit zu leben, von der Gesellschaft anerkannt und anwendbar gemacht werden?

„Die Episode meines Lebens, die Sie so eben gelesen, hat die Frage gelöst, Sire.

„Ich weiß, daß ernste Leute, Oekonomisten wahrscheinlich, antworten werden:

„„Die guten Subjecte sind zu selten, als daß ein mit Bereitwilligkeit, mit Verstand und Fähigkeit ausgerüsteter Mensch nicht **früher oder später** Beschäftigung und Unterkunft finden sollte.""

„Ja . . . **früher oder später**, darin liegt die ganze Frage, Sire.

„**Früher oder später?** . . .

„Völlig ohne Mittel sein und eine sichere Beschäftigung nach Verlauf von zwei bis drei Tagen finden, **das ist frühe, so frühe,** daß es beinahe eines wunderbaren Zufalls bedarf, um zu einem solchen Resultat zu gelangen... Ich berufe mich auf diejenigen, welche eine so verzweiflungsvolle Lage aus eigener Erfahrung kennen.

„Nun wohl, Sire, für einen Menschen, dem es an Allem gebricht, und der weder betteln noch stehlen will, ist es, wenn er nach Verlauf von zwei Tagen irgend eine Beschäftigung findet . . . nach Verlauf von zwei Tagen, hören Sie wohl, Sire, schon sehr spät... weil wenige menschliche Geschöpfe den Hunger länger als zwei Tage aushalten können.

„Arbeit nach Verlauf von drei Tagen finden,

Sire, . . . ist zu spät, man ist dann dem Verscheiden nahe . . .

„„Zwei oder drei Tage? Das ist doch so wenig Zeit . . . es ist so schnell vorbei?““ werden die Glücklichen dieser Welt sagen.

„Oder auch wohl:

„„Man findet allerdings vor Hunger gestorbene oder sterbende Menschen, doch das ist selten . . .““

„Es ist schon gräßlich, daß inmitten einer Gesellschaft, deren Mitglieder von Ueberfluß strotzen, ein Geschöpf Gottes aus Mangel am Nothwendigsten sterben kann . . . Doch auch diese Todesfälle sind selten. Warum?

„Weil die große Mehrzahl derjenigen, welche eine solche furchtbare Lage kennen gelernt und vergebens ihre Arme, ihren Verstand, ihren Eifer im Austausch für irgend eine Arbeit angeboten haben, nicht zögern bei folgender Alternative:

„Hungers sterben, ehrlich und rein;

„Oder:

„Leben um den Preis der Schande, des Lasters, oder des Verbrechens.

„Und darum sind die Gefängnisse, die Zuchthäuser bevölkert, darum diejenigen, welche vor Hunger gestorben, noch so selten, Sire.

„Was hiegegen thun? Almosen geben? Nein, das Almosen ist ohnmächtig, entartet.

„Man soll den heiligen Grundsatz anerkennen, üben:

„Die Gesellschaft muß allen ihren Mitgliedern die körperliche und sittliche Erziehung, — die Mittel und Werkzeuge zur Arbeit, einen genügenden Lohn sichern . . . .

. . . .

. . . .

„Nicht um Ihre Theilnahme oder Ihr Mitleid rückwirkend auf mich zu ziehen, Sire, suche ich Ihre

Aufmerksamkeit auf vorstehende Zeilen zu lenken, sondern um Ihr Mitleid für die ungeheure Anzahl derer rege zu machen, welche sich in einer der meinigen ähnlichen Lage befunden haben oder befinden können."

Achtes Kapitel.

Commissionen.

Ohne mich einer gesicherten Lage zu erfreuen, lebte ich wenigstens seit einigen Monaten befreit von der verhaßten, furchtbaren Berührung, die mich beschmutzt hatte; durch die Protection meines Freundes, des Fiacrekutschers, war ich bestätigter Commissionär an der Thüre eines Hotel garni der Rue de Provence. Unbegreiflicher und für mich sehr schmerzlicher Weise hatte ich von Claude Gérard, an den ich häufig geschrieben, keine Antwort erhalten; die Witwe von Herrn von Saint-Etienne schwieg ebenfalls, und ich erwartete ungeduldig die Rückkehr der schöneren Jahreszeit, in der Hoffnung, Arbeit als Zimmermann zu finden. Mein Gewerbe als Commissionär gefiel mir nur mittelmäßig; es hatte eine dienstbotenartige Seite, durch die ich mich häufig verletzt fühlte . . . Ich sollte jedoch viele Jahre meines Lebens in Dienstbotenverhältnissen zubringen . . . Dieser Widerspruch wird sich bald erklären.

Die einzige Belohnung (und ich gestehe, sie war ziemlich groß) für diese Knechtschaft bestand für mich in einem gewissen Vergnügen der Beobachtung, einer Fähigkeit, die sich ungemein in mir entwickelte, seitdem ich gebieterisch das Bedürfniß gefühlt, mich in meinen Gedanken, in meinen Betrachtungen, in meinen Erin-

nerungen zu vereinzeln, um den häßlichen Wirklichkeiten zu entgehen, von denen ich oft umgeben war.

Von der Ueberlegung zur Beobachtung ist der Uebergang rasch, und verbindet sich mit diesem Bedürfniß der Beobachtung ein lebhaftes Gefühl der Neugierde .... nicht knabenhafter, niedriger Neugierde, sondern ich möchte beinahe sagen: philosophischer Neugierde, wenn dieses Wort nicht unter meiner Feder lächerlich wäre, so wird man begreifen, daß ich in meiner Lage als Commissionär ein weites Feld für meine Studien offen fand.

Auch diesmal konnte ich die Wahrheit der Behauptung von Claude Gérard erproben, der Behauptung: daß bei allen Lebenslagen der Unterricht moralisch und materiell vortheilhaft sei. Da die Commissionäre nur selten zu lesen und zu schreiben verstehen, so hatte ich natürlich unter verschiedenen Umständen den Vorzug vor meinen Genossen, ein beneideter Vorzug, den ich Anfangs oft gegen meine des Lesens unkundigen Nebenbuhler mit der Kraft meiner Faust aufrecht halten mußte; zum Glück war ich behende und stark und deßhalb nicht im Nachtheil bei solchen Kämpfen! Meine so energisch vertheidigte Stellung wurde sodann respectirt; wiederholt konnte ich sogar in der Folge meinen ehemaligen Feinden von der Straßenecke leichte Dienste durch Schreiben oder Lesen erweisen. Was die Niedrigkeit meiner Lage betrifft, so hatte ich längst in der praktischen Schule von Claude Gérard gelernt, daß es keine Stellung gibt, in der sich ein Mensch nicht durch ein würdiges Benehmen hervorthun kann.

Ich lebte also von einem Tag in den andern und fand ein gewisses Vergnügen bald darin, daß ich die Beschaffenheit der Sendungen, mit denen man mich beauftragte, zu errathen suchte, sei es aus dem Eifer, mit dem man mir besondere Eile bei meinem Gange empfahl, sei es aus der Art und Weise, wie der Brief in Empfang genommen oder die Antwort gegeben

wurde; bald, indem ich den Charakter, den Geschmack und sogar die Leidenschaften von denjenigen ergründete, welche mich häufiger verwendeten. Meine Beobachtungen wurden mir um so leichter, als der niedrige Stand des Commissionärs kein Mißtrauen einflößte; Worte, von denen man glaubte, sie seien außerhalb meines Begriffsvermögens, oder Thatsachen ohne Werth für jeden Andern, als für einen aufmerksamen, verständigen Beobachter, erleuchteten mich auch häufig und führten mich zu vielen Entdeckungen.

Da ich keinem Menschen den Erfolg meiner Beobachtungen mittheilte und darin nur eine Zerstreuung für peinlichen Kummer oder ein Mittel, meine praktischen Kenntnisse der Menschen und der Dinge zu vermehren, fand, so gab ich mich ohne Bedenken dieser harmlosen Beobachtung der Sitten hin.

Ich wurde seit einem Monat nicht nur jeden Tag, sondern beinahe den ganzen Tag von einem jungen Manne verwendet, der eine kleine Wohnung in dem Hotel der Rue de Provence inne hatte, an dessen Thüre ich gewöhnlich stand.

Balthasar Roger (dies war die Krabbe, welche dem armen Leonidas Requin, dem vortrefflichen Schüler, der sich später zu der bescheidenen Lage eines Fisch-Menschen verurtheilt sah, das Leben so hart gemacht hatte), Balthasar Roger, dessen Namen sich heute einer europäischen Berühmtheit erfreut, war damals nur einigen in seine Werke eingeweihten Freunden bekannt. Dieser junge Dichter hatte das beste Herz, den heitersten, den originellsten Geist, den ich je getroffen. Er war häßlich, doch von einer so geistreichen, so belebten, so munteren Häßlichkeit, er lachte so gutmüthig und zuerst über alle Tollheiten, die er preisgab, oder er schenkte wohl auch einen so naiven Glauben seinen unglaublichen und harmlosen Lügen, von denen er sich am Ende selbst bethören ließ, daß man seine Häßlichkeit

vergaß, um nur an seinen Geist und seine Gutmüthigkeit zu denken.

Trotz dieser Heiterkeit, dieses geistreichen Uebersprudelns hatte die Poesie von Balthasar einen düsteren, leidenschaftlichen, wilden Charakter; der junge Schriftsteller opferte dem Geschmack des Tages in Beziehung auf die bizarren, finsteren Titel.

Die Gänge, die mich Balthasar seit einem Monat machen ließ, waren um so länger, häufiger und endloser, als sie die Unterbringung seiner damals noch verachteten Werke, welche man sich heute mit Recht streitig macht, zum Zwecke hatten. Die Buchhändler zeigten sich unzugänglich. Nach Wanderungen in alle Quartiere von Paris kehrte ich traurig zu Balthasar mit dem Leinwandsacke zurück, welcher seine Manuscripte enthielt.

Trotz dieser Weigerungen, dieser Täuschungen war die Ruhe von Balthasar heldenmüthig, seine gute Laune unverwüstlich; nie habe ich ein edleres, ein schlagenderes Beispiel von der Seelenheiterkeit, von den Tröstungen und Hoffnungen gesehen, die man aus der Arbeit und dem Studium stets schöpfen kann, aus dem Studium, dieser sanften Mutter! (alma mater, wie Balthasar sagte). Er war arm und stak zuweilen in einer grausamen Klemme, doch nie verließ ihn das Vertrauen zu der seinem Talente gebührenden glänzenden Zukunft; das war nicht Stolz, sondern Vorhersehung, Bewußtsein; die Augen auf diese blendende Zukunft gerichtet, machte er auch zuweilen ganz wach herrliche, aber frühreife Träume, und es wurde dann sehr schwer, ihn seinen funkelnden Visionen zu entreißen.

Eines Morgens übergab er mir seinen kostbaren, mit mehreren Papierrollen gefüllten Sack und sprach:

„Martin, in diesem Sacke sind: 1) ein zermalmtes Herz. — 2) Das Gelächter Satans. — 3) Die Schwänke eines Gehenkten. Ein Brief begleitet jedes Manuscript . . . Jedes Manuscript

und jeder Brief ist an einen andern Buchhändler gerichtet. Ich verbiete Dir ausdrücklich, Dich eines Manuscripts um weniger als die Summe von viertausend Franken zu entledigen. Gesammtsumme zwölftausend Franken für die drei Manuscripte. Und besonders, Martin .... nimm den Betrag nur in Gold in Empfang, hörst Du wohl? Nur in Gold, das ist mit meinen Buchhändlern abgemacht und festgestellt; keine Bankbillets, keine Thaler, sondern Gold, verstehst Du?"

„Ja, mein Herr."

„Hier ist eine kleine Kapsel, welche sehr leicht die sechshundert Louis d'or fassen wird ... hier ist auch der Schlüssel dazu ... stecke die Kapsel in den Sack und sei mißtrauisch, Martin, es gibt sehr geschickte Spitzbuben ... nimm Dich in Acht, sie werden um Dich herstreichen ... diese Bursche riechen das Gold auf eine Stunde."

„Seien Sie unbesorgt, Herr, ich werde Achtung geben."

Balthasar Roger gab mir diese Befehle mit so viel Vertrauen, er glaubte so naiv selbst an die sechshundert zukünftigen Louis d'ors, daß ich trotz vieler anderer bereits erlebter Täuschungen am Ende seine Ueberzeugung theilte; doch leider dauerte die Illusion sehr kurz, und ich kam einige Stunden nach meinem Abgange wieder zurück.

„Ich hoffe, Du hast nur Gold in Empfang genommen!" rief Balthasar, sobald er mich erblickte.

„Mein Herr, man hat mir nichts geboten ..."

„Als Bankbillets? die Knauser!"

„Nein, mein Herr, aber ..."

„Thaler also? Gemeine Kerle! sie bezahlen die göttliche Ambrosia in großen Thalern, in gemeinen Thalern ... wie Syrup oder gedörrte Pflaumen ... Die Gewürzkrämer, die Filze! Man müßte eine Diamantmünze haben, um die Dichter zu bezahlen!"

„Man hat mir gar nichts geboten, Herr," erwiederte ich traurig.

„Du hast die Buchhändler nicht gefunden?"

„Doch, Herr."

„Nun?"

„Der Eine hat mir den Brief zurückgegeben; die Andern sagten mir, in diesem Augenblick gingen die Geschäfte schlecht, sie könnten nichts drucken lassen und besonders nichts von einem Unbekannten."

„Die Ochsen! die Esel!" rief Balthasar, „sie wissen nicht, welche Macht sich aus dem Unbekannten entwickelt! Vor der Belagerung von Toulon war Napoleon das Unbekannte! . . . Das Unbekannte! . . . es ist die einzige Gewißheit unserer Zeit! Nun, diese Philister haben also meine Manuscripte nicht geöffnet!"

„Nein, mein Herr, sie wollten es nicht einmal dulden, daß ich sie aus dem Sacke ziehe."

„Sie haben sie nicht gelesen und schlagen sie aus . . . das ist ganz einfach," sprach Balthasar Roger mit ruhigem, stolzem Tone, „es ist ein Mangel an Verstand, der sie viel kosten wird, hundert Louis d'or für jeden. Ist das genug, Martin?"

„Mein Herr . . ."

„Du bist naiv, Du bist wahr, Du bist bei der Frage nicht betheiligt, Martin, sind hundert Louis d'or genug? Es gefällt mir, Dich zum Gebieter über die Börse dieser Pharisäer zn machen, willst Du, daß ich ihnen hundert Louis d'or auferlege?"

„Oh! Herr . . ."

„Es mag also sein, hundert Louis d'or. Du bist mild, junger Mann, Du bist groß! Du wirst mir also morgen neunhundert Louis d'or bringen, denn sie werden meine Gedichte lesen, diese Thiere, sie werden sie lesen, dafür stehe ich, ich habe ein untrügliches Mittel hiefür. Komm morgen frühzeitig, ich will meine Gelder vor zwei Uhr haben . . . . Du bekommst funfundzwanzig Louis d'ors, ein kleines Vermögen, kaufe Dir dafür ein

Waarenlager... was Du willst. Du kannst Millionär werden... Jacques Laffitte ist mit zwei Louis d'or in der Tasche nach Paris gekommen... Du hast dann fünfundzwanzig und kannst folglich dreiundzwanzigmal reicher werden als Laffitte.... Nicht wahr, das ist hübsch? So werden die guten Commissionäre belohnt... Dreiundzwanzigmal reicher als Jacques Laffitte... Morgen, Martin; nimm meine Stiefeln, bürste sie nicht zu stark, denn das Oberleder ist an einigen Stellen bereits ein wenig durchsichtig geworden... Morgen also, mein Junge."

Alle diese Tollheiten über das Vermögen, das meiner harrte, wurden ganz im Ernste und voll Vertrauen von Balthasar gesprochen. In der Ueberspannung seiner mächtigen Einbildungskraft ward die wahnsinnigste Hoffnung für ihn zu einer Wirklichkeit; dann erwachte er, setzte sich mit einem unermüdlichen Eifer wieder zur Arbeit und ging zuweilen zwei bis drei Tage gar nicht aus.

Der Dichter hatte mir fünfundzwanzig Louis d'or versprochen; diese Summe oder nur der fünfundzwanzigste Theil dieser Summe wäre mir sehr gelegen gekommen. Seit beinahe einem Monat nahm Balthasar fast meine ganze Zeit für seine literarischen Aufträge in Anspruch; er hatte mich noch nicht bezahlt und ich befand mich sehr in Verlegenheit, denn eine Ersparniß von etwa zehn Franken, die ich gemacht, war völlig erschöpft.

Als ich Balthasar äußerst ungern einmal um etwas Geld bat, sagte er majestätisch zu mir:

„Pfui doch! ich denke für Dich an etwas Besseres, als an diesen elenden täglichen Lohn."

Die nicht gerade sehr verständliche Antwort hielt mich wenigstens ab, meine Bitte zu wiederholen. Balthasar war so gut, so herzlich, daß ich ihn zu beleidigen gefürchtet hätte. Ich fügte mich also in Geduld, ohne

genau zu wissen, wie ich es machen sollte, um aus dieser Lage zu kommen, wenn sie sich verlängern würde.

Ohne durchaus an die fünfundzwanzig Louis d'or Trinkgeld und an die Einnahme von neunhundert Louis d'or zu glauben, die ich am andern Tage bewerkstelligen sollte, sah ich Balthasar seiner Sache so sicher und bedurfte persönlich so sehr der Verwirklichung seiner Hoffnungen, daß ich sie beinahe unwillkührlich ein wenig theilte.

Aber ach! am andern Tage neues Mißgeschick. Diesmal begnügten sich die Buchhändler nicht damit, daß sie sich weigerten, die Briefe zu lesen und die Manuscripte in Empfang zu nehmen, sie warfen mich beinahe zur Thüre hinaus.

Ich stieg langsam, meinen Sack mit Manuscripten unter dem Arm und meine unnütze Kapsel für die Einnahmen in der Hand, die fünf Stockwerke zu der Wohnung von Balthasar hinauf und besann mich, wie ich auf eine die Eitelkeit des Dichters wenig verletzende Weise zum zweiten Male eine Abschlagszahlung von ihm verlangen könnte, denn man hatte mir in Ermanglung der Bezahlung ein kleines meublirtes Cabinet, das ich in der Rue Saint-Nicolas bewohnte, aufgekündigt.

Ich kam an die Thüre von Balthasar, sie war offen; zu meinem großen Erstaunen sah ich einen Koffer und einen Nachtsack in dem kleinen Zimmer, das vor dem des Dichters kam, in welchem ich durch die etwas geöffnete Thüre lautes Gelächter und freudige Ausrufungen hörte, von denen die Worte: „Der brave Robert, dieser liebe Robert, welch eine schöne Ueberraschung! . . .“ bis zu mir gelangten.

Bei dem Namen Robert erinnerte ich mich des Reisenden, dessen Gepäcke ich, als die Passagiere aus dem Dampfboote stiegen, getragen hatte, des Mannes, der trotz der Verhüllung seines Gesichtes erkannt, in meiner Gegenwart verhaftet und ohne Zweifel in das Gefängniß geführt worden war.

Ich betrachtete den im Vorzimmer von Balthasar

stehenden Koffer und erkannte die bereits von mir wahrgenommene Adresse: Graf Robert von Mareuil.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, es handelte sich um den Jugendfreund von Regina, um den Robert, von dem der Unbekannte der Schenke zu den Drei Fässern, als ich das letzte Mal mit ihm zusammentraf, mit mir als von einem Nebenbuhler gesprochen hatte.

Seit ihrer plötzlichen Erscheinung, vor der meine unseligen Entschlüsse gefallen waren, hatte ich Regina nicht mehr gesehen; aber weit entfernt, abzunehmen, hatte meine tolle Liebe für sie unter den harten Prüfungen, die ich ausstehen mußte, nur zugenommen, und beständig waren meinem Geiste die Worte von Gérard gegenwärtig:

„Gott entgeht unsern Blicken, und dennoch beten wir ihn an, verehren wir ihn, fühlen wir, daß er uns auf dem guten Wege leitet und unterstützt. Ebenso sei es mit Deiner Liebe für das geheimnißvolle junge Mädchen, das Gestirn Deines Lebens."

Und es war so: aus meiner Anbetung für die unsichtbare, abwesende Regina hatte ich die Kraft geschöpft, die fortreißende Gewalt zu bekämpfen, welche das Elend beinahe unwiderstehlich macht.

Das unvorhergesehene Zusammentreffen mit Robert von Mareuil war also aus tausend Gründen von einem mächtigen Interesse für mich. Ich klopfte auch unter gewaltigen Schlägen meines Herzens an die Thüre des Zimmers, in welchem sich Balthasar und Robert befanden.

„Herein!" rief der Dichter.

Und als er mich erblickte, sprach er mit freudiger Begeisterung:

„Robert, hier ist unsere Gallione!... Du kommst zu gelegener Zeit . . . wir werden ein Goldbad nehmen."

Nach diesen Worten bemächtigte sich der Dichter, dessen Augen wie Karfunkel glänzten, der bekannten

Kapsel, die ich in meinen Händen hielt; leider aber fand er sie furchtbar leicht, zuckte die Achseln und rief mit einem Ausdrucke der Ungeduld und des Vorwurfs:

„Abermals Bankbillets? abermals solche schmutzige Nickel, welche mit allem Fett von den Fingern der Kassiere geschwängert sind.“

Es ist unmöglich, den Ausdruck wahren Ekels zu schildern, mit dem Balthasar die Kapsel öffnete, welche die gemeinen Bankbillets enthalten sollte.

Als die Kapsel geöffnet war, sah er nichts.

Stets ruhig und stolz, verzog er keine Miene.

„Sage doch, Balthasar,“ sprach Robert, der mit den Phantasien seines Freundes vertraut zu sein schien, „wie steht es mit unserem Goldbad?“

„Warte bis morgen,“ antwortete Balthasar majestätisch, „und statt es in einer gemeinen, engen Wanne zu nehmen, nehmen wir unser Goldbad in einem Flusse. Ja, wir schwimmen in einem vollen Paktolos, wir plätschern darin, wir tauchen unter, wir stehen bis über die Ohren unter dem Gold . . . Und in Erwartung dieses glückseligen Augenblicks verlässest Du mich nicht. . . . Es ist hier nebenan ein Zimmer, Du nimmst es.“

„Das habe ich auch so verstanden,“ sprach Robert; „glaubst Du, es sei meine Absicht gewesen, anderswo zu wohnen? Ah! ich muß meine Ankunft meinem Vetter mittheilen . . . das ist sehr dringend.“

„Von welchem Vetter sprichst Du?“ versetzte Balthasar. „Ich bin eifersüchtig auf diesen Vetter. Wie heißt er?“

„Baron von Noirlieu.“

„Ah! das ungeschlachte Original, der Vater des reizenden Mädchens, das Du . . .“

Ein Zeichen von Robert unterbrach Balthasar.

Die zwei Freunde schauten sich an . . . meine Unruhe entging ihnen.

Der Baron von Noirlieu war der Vater von Regina.

„Ich verstehe Dich, Robert," sagte Balthasar zu seinem Freunde . . . „bei solchen Gelegenheiten vor Allem Discretion und dann noch einmal Discretion. Doch sei unbesorgt . . . dieser Martin hier, den ich Dir empfehle, ist die Einfalt, die Ehrlichkeit in Person; er hat das Glück, dumm zu sein wie eine Gans, behende wie ein Hirsch, pünktlich wie eine Uhr, weshalb er ein Bote ohne Gleichen ist . . . Ich bitte Dich daher um Deine Protection für ihn.

Robert schaute mich einen Augenblick mit verächtlicher Zerstreutheit an; ich schlug die Augen nieder, zitternd, ich dürfte erkannt werden, doch diese Furcht war unnöthig, und Robert sagte zu seinem Freunde:

„Wer ist denn dieser Junge?"

„Er hat meine Einnahmen zu besorgen," antwortete Balthasar, indem er sich auf eine würdige Weise in seinen alten Schlafrock hüllte, „ein Schatz von Ehrlichkeit; seitdem ich ihn verwende, fehlt nie ein Liard, ein Centime an den Zahlungen, die er mir zu übergeben hat."

„Ich glaube es wohl," antwortete Robert lachend, „und da ihm seine Functionen in dieser Hinsicht ziemlich viel Muße lassen müssen, so wirst Du mir wohl erlauben, ihm einen Auftrag zu ertheilen."

„Ich bevollmächtige Dich dazu."

„Vor Allem gib mir Schreibzeug . . ."

„Du weißt wohl, Robert, es gibt zwei Classen bevorzugter Wesen, bei denen man stets wie ein Waldhorn gekrümmte Federn und Tinte im Zustande von Salzlaken trifft. Diese zwei Classen von Menschen sind die Portiers und die Dichter. Als Dichter thue ich nun, was ich für Dich thun kann."

Und mit einer Geberde bezeichnete Balthasar seinem Freunde einen Pommadetopf, in dessen Tiefe eine Art von schwärzlichem Schleim stand . . . Diese Materie war von so dicker Klebrigkeit, daß eine gerissene, zernagte Feder darin festgehalten wurde.

Staatsbibliothek München

„Nun gib mir auch Papier," sprach Robert von Mareuil, indem er vergebens, was er verlangte, auf dem Tische des Dichters suchte, worauf sich dagegen ein Pantoffel, eine Wasserflasche, eine Beißzange und ein Ueberrock fanden; nach langen Nachforschungen entdeckten die zwei Freunde ein ziemlich anständiges Blatt Papier; die Tinte wurde gehörig verdünnt und umgerührt, Graf Robert von Mareuil machte sich einen Platz an einem der Enden des so seltsam beladenen Tisches und fing an zu schreiben, während er zu seinem Freunde sagte:

„Im Ganzen weiß ich nicht, ob mir dieser Brief viel nützen wird."

„An wen schreibst Du denn?"

„An meinen Vetter."

„An den Baron von Noirlieu?"

„An ihn selbst."

„Und warum sollte Dir Dein Brief nicht viel nützen?"

„Man sagt, der Baron sei beinahe närrisch geworden."

„Ah bah! und warum?"

„Aus Kummer."

„Aus was für einem Kummer?"

„Aus dem Kummer, über den sich Georges Dantin gegen seinen Schwiegervater und seine Schwiegermutter beklagte," antwortete Robert von Mareuil, indem er seinen Freund mit einer Miene des Einverständnisses anschaute.

Offenbar glaubten Beide, diese Worte wären für mich unverständlich.

„Ah! ah! ah! der arme Baron," versetzte Balthasar mit einem Ausdruck komischen Mitleids; „er ist hierüber närrisch ... das wird ihm zu Kopf gestiegen sein ..." Dann sich wieder fassend: „Verzeihe Deinem Freunde diesen Scherz eines Notars oder eines Zahnarztes, der im Glück ist ... Doch im Ernste gesprochen,

München

wenn diese Narrheit wirklich eingetreten ist, muß sie Dir ärgerlich sein."

„Warum dies?" entgegnete Robert von Mareuil rasch das Haupt erhebend.

„Wegen dessen . . . was Du wohl weißt."

„Im Gegentheil," versetzte Robert und schaute den Dichter an.

„Wie, im Gegentheil?"

„Gewiß . . ."

„Aber ich spreche von Donna Elvira, oder wenn Du lieber willst von Donna Anna im Don Juan."

„Ganz richtig, doch steht der Gouverneur einmal auf seinem Piedestal, so ist er Niemand mehr hinderlich."

„Ah gut! sehr gut, dann verstehe ich Dich," sprach Balthaser Roger. „Doch es wird Dir leicht sein, Dich zu versichern, ob der Baron quasi verrückt ist."

„Nicht so leicht, es ist dort ein alter Mulatte, ein gewisser Melchior, ein vertrauter Bedienter, der nicht so leicht Jemand in die Nähe des Barons kommen läßt."

„Man schmeichelt dem Cerberus und erkundigt sich dabei . . . ! Wer wird diesen Brief überbringen?"

„Dieser Junge," antwortete Robert von Mareuil, indem er mich mit einer leichten Kopfbewegung bezeichnete, ohne sein Schreiben zu unterbrechen.

„Ein Gedanke!" rief Balthasar Roger.

Und ohne Zweifel seinen Gedanken überlegend, zur Reife bringend, fing er an in seinem Zimmer auf und ab zu gehen, während der Graf Robert von Mareuil seinen Brief beendigte.

Neuntes Kapitel.

Der Foubourg du Roule.

Ich bedurfte einer großen Selbstbeherrschung, um bei diesem Gespräch, welches das, was ich am lebhaftesten im Herzen trug, berührte, unempfindlich, fremd zu bleiben. Ich hatte erfahren, wo der Vater von Regina wohnte und konnte sie selbst vielleicht in diesem Hause erblicken.

Durch den Unterricht von Claude Gérard hatte ich mich hinreichend mit den Meisterwerken unserer Sprache vertraut gemacht, um den Sinn der von Balthasar und dem Grafen von Mareuil dem Don Juan entlehnten Vergleichung zu verstehen; es handelte sich um Regina. War bei ihrem Vater wirklich eine Störung des Geistes eingetreten, so mußte sie ihn minder h i n d e r l i c h machen.

Minder hinderlich? Für die Pläne von Robert ohne Zweifel? Doch worin bestanden diese Pläne? Das war es, was ich erst erfahren mußte, was mich auf eine unbestimmte Weise beunruhigte.

Ich glaubte Balthasar hinreichend zu kennen, um überzeugt sein zu dürfen, er würde seinen Beistand schlimmen und unwürdigen Plänen nicht gewähren; doch ich kannte den Charakter und die Vorgänge im Leben von Robert von Mareuil nicht. Alles, was ich von ihm wußte, war, daß man ihn drei Monate früher verhaftet hatte. Kam er aus dem Gefängniß? Wußte Balthasar nichts von dieser Verhaftung? Dies waren meine Gedanken in jenem Augenblick.

Es lag mir zu viel daran, zu ergründen, was Robert von Mareuil sein konnte, als daß ich nicht seine

Physiognomie mit der größten Aufmerksamkeit studirt hätte; ich gab mich dieser Prüfung hin, während Robert schrieb und Balthasar mit nachdenkender Miene im Zimmer umherging.

Indem ich Robert von Mareuil aufmerksam betrachtete, bemerkte ich jetzt erst, daß er an verschiedenen Stellen durch das Alter weiß oder glänzend gewordene Kleider, einen Hut mit rothem Schimmer, übertretene Stiefeln und Wäsche von zweifelhafter Weiße trug. Die natürliche Eleganz und die Lieblichkeit der Gesichtszüge dieses jungen Mannes waren aber so groß, daß mir Anfangs seine armselige Kleidung nicht auffiel; ohne von einer regelmäßigen Schönheit zu sein, besaß sein Antlitz unendlich viel Reiz und Ausdruck; seine kastanienbraunen Haare, wie sein seidener Bart fielen in natürlichen Wellen: er hatte eine stolze Haltung des Kopfes, eine hohe Stirne, lebhafte und kühne Augen, während seine leicht gekniffene Lippe, seine gerade und spitzige Nase zugleich Entschlossenheit und Feinheit anzukündigen schienen.

Die Gesammtheit dieses Gesichtes mußte mehr anziehen, als abstoßen, und dennoch schien mir, aus Vorurtheil oder aus Instinkt, seine Physiognomie durch verschiedenes Falten der Stirne, durch ein Blinzeln der Augen, begleitet von einem sardonischen Lächeln, dessen sich Robert von Mareuil, während er schrieb, nicht enthalten konnte, irgend etwas Falsches, Hinterlistiges, Hartes zu verrathen, was mir ungemein auffiel.

Ich blieb stillschweigend, unbeweglich an der Thüre, nahm eine so blöde Haltung und Miene an, als nur immer möglich, und wartete auf den Brief von Robert von Mareuil, während der Dichter, im Zimmer auf- und abgehend, seinen Gedanken zur Reife zu bringen fortfuhr; endlich war er damit zu Ende, denn er blieb plötzlich stille stehen und sprach zu mir:

„Martin . . . . Du bist ein ehrlicher, getreuer Bursche.“

„Mein Herr, Sie sind zu gut.“

„Ich will Dir eine ehrenvolle Lage sichern.“

„Mir, mein Herr?“

Ich glaubte treuherzig, es würde abermals von den fünfundzwanzig Louis d'or Trinkgeld die Rede sein, die mich eines Tags dreiundzwanzigmal reicher machen sollten, als Jacques Laffitte; aber keines Wegs. Balthasar Roger vergaß oft mit einer unglaublichen Bescheidenheit die Millionen, mit denen ihn seine fruchtbare Einbildungskraft begabte, sowie diejenigen, welche er an Andere verschwendete.

„Ja, Martin,“ fuhr er fort, „ich will Dir eine ehrenvolle Lage sichern.“

„Sie sind sehr gut, mein Herr.“

„Sage mir ein wenig . . . . nicht wahr, seitdem Du mir Commissionen machst, habe ich Dich nie bezahlt?“

„Nein, mein Herr . . . aber . . .“

„Sprechen wir nicht von dieser Erbärmlichkeit, Alles dies wird sich sogleich finden. Höre mich nun an: Der Herr Graf Robert von Mareuil wohnt fortan bei mir; statt Dich als Zufallsbedienten zu haben, ziehen wir es vor, einen getreuen und ergebenen Diener zu besitzen; willst Du bei uns als unser Diener eintreten?“

„Mein Herr . . .“

„Warte, ehe Du mir antwortest . . . Du wirst einquartiert, gefüttert, gewaschen, geheizt, beleuchtet, gekleidet, bestiefelt, gewichst, frisirt und geachtet sein.. Du bekommst fünfzig Franken Gehalt monatlich, diese kapitalisiren sich und werden Dir alle Jahre mit den Zinsen ausbezahlt; Du hast keinen Begriff davon, Martin, was die Kapitalisirung der Zinsen und der Zinsen aus den Zinsen ist. In fünfzig Jahren bist Du schon mit Deinem so kapitalisirten Gehalte ein Erzmillionär. Ist Dir das genehm?“

Ich konnte der Fatalität der Millionen nicht ent-

gehen ... Dreiundzwanzigmal so reich als Jacques Laffitte ... Erzmillionär mit fünfzig Jahren kapitalisirten Gehaltes ... das war für mich unfehlbar ... Am Klarsten sah ich bei diesem Vorschlage von Balthasar, daß der vortreffliche Mann, der sehr in Verlegenheit war, wie er meine Commissionen bezahlen sollte, es am Kürzesten und Leichtesten fand, mich zum Bedienten zu nehmen.

Vor der Ankunft von Robert von Mareuil hätte ich das Anerbieten des Dichters ausgeschlagen und in Erwartung der Rückkehr der schönen Jahreszeit, in der ich Arbeit als Zimmermann zu finden hoffte, die Straße gewechselt, um nicht versucht zu sein, mich abermals und ohne Lohn mit den Commissionen von Balthasar zu belasten; denn trotz seiner tollen Ueberspannung war sein Herz so gut, sein Charakter so edel, daß ich ihn ungemein liebte; doch die Gegenwart von Robert von Mareuil, ein unbestimmtes Gefühl der Furcht in Beziehung auf Regina veranlaßten mich, wenigstens für den Augenblick den Vorschlag anzunehmen; so schwach auch das Band war, das mich mit dem Dasein von Regina verknüpfen sollte, so ergriff ich es doch, in der Hoffnung, ihr vielleicht, ohne daß sie es wüßte, einen Dienst zu leisten und die Sendung dunkler, ihr unbekannter Ergebenheit fortzusetzen, welche mit der Pflege des Grabes ihrer Mutter begonnen hatte.

Balthasar glaubte ohne Zweifel, ich überlege seinen Vorschlag, denn er sagte zu mir:

„Beeile Dich nicht, mir zu antworten, Martin .. ist Dein Entschluß aber einmal gefaßt, so muß er auch unerschütterlich sein ...“

Ich befürchtete, Verdacht zu erregen, wenn ich zu schnell annähme, und erwiederte zögernd:

„Aber, mein Herr, ich weiß nicht, ob ich im Stande sein werde ... Man bedarf so vieler Dinge, um ein guter Bedienter zu sein.“

„Du besitzest alle erforderliche Eigenschaften: Du

bist vor Allem einfältig und unschuldig . . . ja, Du bist einer von denjenigen, welchen das Himmelreich verheißen ist, und die eines Tags ein paar weiße Flügel haben werden, welche durch die Ewigkeit ihre Lenden liebkosen. Der Teufel bewahre mich vor den Frontin, vor den Scapin, vor den Figaro! Du weißt nicht, was ich mit diesen Namen sagen will? Du schaust mich mit einer albernen Miene an, mein braver Martin; desto besser . . . das liebe ich . . . Du hast nur einen Fehler, den, daß Du lesen kannst . . . aber Du verstehst wenigstens nicht zu schreiben?“

„Verzeihen Sie, mein Herr, ein wenig.“

„Desto schlimmer, doch man kann nicht vollkommen sein. Uebrigens wirst Du es mit Fleiß und Beharrlichkeit dahin bringen, daß Du ganz hübsch wieder verlernst... Sprich, ist es abgemacht? Willst Du unser Bedienter sein?“

„Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen entsprechen dürfte, mein Herr . . . bei Gott, ich will es wohl versuchen.“

„Du gehörst uns, ich gebe Dir fünf und vierzig Franken Handgeld . . . sie werden mit dem Uebrigen kapitalisirt.“

„Ich danke, mein Herr.“

„Keine Ursache . . . Nun, Robert, hast Du Deinen Brief beendigt?“ sagte Balthasar zu seinem Freund.

Und als der Letztere, der eben beschäftigt war, seinen Brief mit der größten Aufmerksamkeit zu durchlesen, sich nicht beeilte, ihm eine Antwort zu geben, rief Balthasar abermals:

„Robert, woran denkst Du?“

„Ich überlas, was ich geschrieben habe,“ erwiederte der junge Mann, indem er seinen Brief faltete.

Man mußte Siegellack oder wenigstens Oblate finden; eine neue Verlegenheit; es war nichts dergleichen vorhanden.

„Wie!“ rief Robert, „nicht möglich, einen Brief zu siegeln? Wie machst Du es denn?“

„Ich siegle meine Briefe nie,“ antwortete Balthasar mit einer antiken Einfachheit, „ich fordere Jeden heraus, sie zu lesen, mehr noch, ich erlaube es sogar.“

„Bei Gott! ich glaube es wohl . . . solche Hieroglyphen; man muß den Schlüssel zu Deiner Handschrift haben, und dabei bin ich sehr oft noch genöthigt, zu errathen, zu improvisiren . . . Ich aber, der ich leider nicht wie Du eine Handschrift habe, welche vor allen Indiscretionen geschützt ist, ich muß durchaus darauf bedacht sein, diesen Brief zu siegeln.“

„Ich habe, was wir brauchen,“ rief plötzlich Balthasar.

Und er suchte auf einer Commode eine Rolle von dem Papier, dessen sich die Architekten zum Zeichnen der Pläne bedienen.

Diese Rolle enthielt wirklich Pläne.

„Was bringst Du denn da?“ fragte Robert sehr erstaunt.

„Das ist der Plan zu dem Palaste, den ich mir bauen lasse,“ antwortete Balthasar bescheiden.

„Du läßt Dir einen Palast bauen?“

„Uebermorgen fängt man an, und Du, Robert, sollst den ersten Stein legen,“ sprach Balthasar und drückte seinem Freunde herzlich die Hand.

Dann sich gegen mich umwendend, fügte der Dichter ernst bei:

„Du mußt Dir bis morgen Abend unfehlbar eine silberne Kelle und ein Kalkkübelchen von Ebenholz verschaffen, denn diese zwei Gegenstände sind nothwendig für die Ceremonie. Vergiß den Auftrag nicht, Martin.“

„Nein, mein Herr,“ antwortete ich diesmal voll Verwunderung, denn ich glaubte an den Palast.

Doch Robert von Mareuil, der ohne Zweifel besser als ich die Auswüchse und Verirrungen der Ein-

bildungskraft seines Freundes kannte, antwortete mit der größten Kaltblütigkeit:

„Es sei, ich werde übermorgen den ersten Stein zu Deinem Palast legen."

„Faubourg Saint-Antoine," rief der Dichter begeistert, „ich will die Bevölkerung nach jener Seite hinleiten, nach dem alten Herrenquartiere von Paris. Ich werde Nachahmer finden . . . wir gründen eine Hauptstadt in der Hauptstadt; die Hauptstadt ist das Land; das Land ist Frankreich; Frankreich ist der Kopf von Europa . . . Ich taufe dieses neue Quartier: Quartier de l'Europe!!!"

„Gut, gut," sagte Robert, welcher wohl einen neuen Ausbruch des umherschweifenden Geistes von Balthasar befürchtete, „Du wirst Dir Deinen Palast im Faubourg Saint-Antoine bauen; doch ich erinnere Dich daran, daß es sich darum handelt, meinen Brief zu siegeln."

„Ganz richtig," erwiederte Balthasar die Achseln zuckend, und er entrollte das ungeheure Blatt Papier, worauf sich wirklich der Plan eines glänzenden Palastes, umgeben von Gärten, fand. Aufrisse, Durchschnitte, Profile, nichts fehlte. Man sah auch da und dort Beigaben von kleinen, sorgfältig angeklebten Papierstreifen.

„Siehst Du diese Papierstreifen?" sagte Balthasar zu seinem Freunde.

„Balthasar, ich muß einen Brief siegeln, davon ist jetzt die Rede."

„Diese Papierstreifen sind Vermehrungen, Veränderungen, welche ich jeden Tag bei dem ursprünglichen Plane meines Palastes angebracht habe. Man schreibt, man corrigirt ein Monument wie ein Gedicht; ein Palast ist nichts Anderes als ein Gedicht von Marmor und Bronze."

„Balthasar, ich muß einen Brief siegeln," versetzte unstörbar der Graf.

„Ich weiß es wohl, deshalb spreche ich von diesen Streifen; ich klebe sie an . . . womit? mit diesem Stück Mundleim ... Wie? Sage noch einmal, ich gehe nicht gerade auf die Sache los! . . . Später plaudern wir über den Palast; Du theilst mir Deine Ansicht mit, ich habe die Verzierung der Gärten, fünfzig bis sechzig Gruppen oder Statuen vom schönsten pentelischen Marmor, zu bestellen . . . Ich bin sehr unentschieden. Pradier ist reizend, voll Zierlichkeit und Anmuth, doch der Meißel von David ist mächtiger, großartiger, strenger . . . Dann haben wir auch Duseigneur! Antonin Moyen, Barrye, Leute von Originalität. Es ist teufelmäßig schwer, zu wählen . . . Ebenso geht es bei den Malereien ... Delacroix, Paul Delaroche und Amaury-Duval übernehmen einige davon . . . Ich möchte gern Herrn Ingres haben, doch der Herzog von Luynes schnappt ihn mir für sein Schloß Chevreuse weg, das ist trostlos . . . Ah! Robert, Robert," fügte der Dichter schwermüthig bei, „wie gut begreife ich zu dieser Stunde allen Aerger, alle Plackereien, welche die Medicis zu ertragen hatten."

Einmal im Besitze des kostbaren Stückes Mundleim, beschäftigte sich Robert von Mareuil nur damit, seinen Brief so gut als möglich zu versiegeln, und schien wenig Theil an dem Wehklagen des Dichters in Betreff der Verzierung seines Palastes zu nehmen; ich meinerseits war vollkommen überzeugt; der Anblick des Planes mit den beigefügten Papierstreifen, und besonders der Befehl, eine silberne Kelle und ein ebenholzenes Kübelchen für die Grundsteinlegung des Palastes anzuschaffen, brachten eine unwiderstehliche Wirkung auf mich hervor. Ich fing an, Balthasar für einen von den Millionären mit bizarrem Charakter zu halten, welche sich darin gefallen, ihre Schätze unter einer scheinbaren Armuth zu verbergen; das mir zugesagte Trinkgeld von fünf und zwanzig Louis d'or kam mir auch gar nicht mehr zu fabelhaft vor; doch bald be-

schäftigten mich ernstere Gedanken, denn Robert von Mareuil übergab mir den Brief, den er geschrieben hatte, und sagte:

„Weißt Du, mein Junge, wo die Rue-du-Faubourg du Roule ist?"

„Ja, mein Herr, so ungefähr. Ich bin noch nicht lange in Paris, aber ich werde fragen ... und sie sicherlich finden."

„Du gehst in Numero 119."

„Ja, Herr."

„Du fragst nach dem Baron von Noirlieu. Doch Du kannst lesen, und der Name steht auf der Adresse..."

„Gut, Herr."

„Und mein Gedanke," rief Balthasar seinen Freund unterbrechend.

„Welcher Gedanke?"

„Daß wir erfahren, ob sich der Baron wirklich in der Lage von Hamlet oder Ophelia befindet, weil er in der Lage von Georges Dantin gewesen?"

„Nun, wie soll man sich hierüber Gewißheit verschaffen?" versetzte Robert.

Der Dichter zuckte die Achseln und sprach zu mir:

„Bist Du einmal in dem Hotel des Baron von Noirlieu, so sagst Du dem Portier, Du habest dem Baron einen Brief zu übergeben."

„Ja, Herr."

„Doch dem Baron selbst ... und Du gibst ihn nur ihm, hörst Du wohl?"

„Bei Gott! ich bemühe mich, Herr."

Balthasar wandte sich mit triumphirender Miene gegen seinen Freund um, bezeichnete mich mit einer Geberde und sprach:

„Ich sagte Dir doch, dieser Mensch würde nie ein Frontin werden."

„Wie!" rief Robert von Mareuil ungeduldig, „Du begreifst nicht, daß man Dich beauftragt, diesen Brief nur dem Baron selbst zu übergeben?"

„Ah! doch, Herr, ich verstehe es nun; ich werde ihn Niemand als dem Herrn Baron geben.“

„Endlich,“ versetzte Balthasar. „Nun etwas Anderes . . . Hast Du Gedächtniß?“

„Wie beliebt, mein Herr?“

„Ein Schatz an Unschuld! . . . Wenn Du etwas gesehen oder gehört hast, erinnerst Du Dich hernach?“

„Oh! nein, mein Herr, einen oder zwei Tage nachher erinnere ich mich beinahe nicht mehr.“

„Nun wohl! während Du dem Baron den Brief übergibst, schaue ihn aufmerksam an, prüfe sein Gesicht, beobachte wohl, was er thun wird, höre wohl, was er sagen wird, wenn er den Brief empfängt oder liest... suche Dich aller dieser Dinge zu erinnern... und dann kommst Du sogleich zurück, um sie uns mitzutheilen... In so kurzer Zeit wirst Du sie nicht vergessen haben?“

„Oh! nein, mein Herr, nicht sogleich . . . doch morgen zum Beispiel werde ich mich durchaus nicht mehr erinnern.“

„Wenn ich Dir sage, daß ich in diesem Jungen einen Anti-Scapin entdeckt habe,“ rief Balthasar.

„Fragt man Dich, von wem dieser Brief komme,“ fügte der Freund des Dichters bei, „so sagst Du, er komme von dem Herrn Grafen Robert von Mareuil, der so eben hier eingetroffen . . .“

Robert zögerte einen Augenblick und sprach dann: „Der so eben aus der Bretagne hier eingetroffen.“

„Aus der Bretagne, hörst Du wohl?“ sagte Balthasar, der ein gewaltiges Gelächter zu unterdrücken schien, „aus der Bretagne?“

„Ja, Herr.“

„Vorwärts, beeile Dich,“ rief Robert.

Dann fügte er bei:

„Doch ich vergaß . . . . wenn man sich durchaus weigerte, Dich mit dem Baron sprechen zu lassen . . . so würdest Du den Brief zurückbringen und zu dem

Bedienten sagen, Du werdest morgen früh gegen neun Uhr wieder kommen."

„Ja, Herr."

„Und bei derselben Gelegenheit," fuhr Robert, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fort, „bemerkst Du Dir, ob unter den Dienern, welcher Dich empfangen, ein Mulatte ist."

„Ein Mulatte, Herr? Was ist das?"

„Ein Mensch von der Farbe eines Lebkuchen oder so ungefähr," antwortete Balthasar.

„Oh! ja, Herr, ich begreife."

„Und wenn man Dich zufällig bei dem Baron einführte," fuhr der Graf Robert mit einer gewissen Verlegenheit fort, „und wenn Du bei ihm eine große, sehr hübsche Person fändest, welche drei kleine, schwarze Mahle auf dem Gesichte hat . . . Du siehst, sie wird leicht zu erkennen sein."

„Ja, Herr."

„Nun," versetzte der Graf, „Du wirst dann beobachten, ob dieses Mädchen sehr bleich ist, ob es sehr traurig aussieht."

„Das ist nicht schwierig," fügte der Dichter bei.

„Sicherlich, Herr, man bemerkt es sogleich, wenn Jemand bleich ist und traurig aussieht."

„Wohl, mein braver Martin, so öffne Deine Flügel und eile die Treppe hinab," rief Balthasar.

Ich wandte mich nach der Thüre, doch im Augenblick meines Abgangs besann ich mich eines Andern und sprach naiv zu Balthasar:

„Mein Herr, wohin soll ich wegen der silbernen Kelle gehen?"

„Wie?" versetzte der Dichter die Augen weit aufreißend.

„Ja, Herr, wegen der silbernen Kelle, die ich kaufen soll."

„Du sollst eine silberne Kelle kaufen?" entgegnete der Dichter, indem er mich starr anschaute.

„Und ein ebenholzenes Kübelchen, Herr."

„Ein ebenholzenes Kübelchen?"

Das Erstaunen des Dichters erreichte den höchsten Grad.

„Ei! ganz gewiß!" rief Robert in ein schallendes Gelächter ausbrechend, „für die Legung . . ."

„Was für eine Legung?" fragte der Dichter ganz verblüfft seinen Freund.

„Die Legung des Grundsteines."

„Des Grundsteines?"

„Von Deinem Palast . . . gehirnloser Kopf."

„Von meinem Palast?"

„In der Hauptstadt der Hauptstadt . . . in Deinem neu-europäischen Quartiere . . . Woran des Teufels denkst Du denn, Balthasar?"

„Ei, bei Gott! kannst Du mir das nicht sogleich sagen?" rief der Dichter. „Ihr steht Beide da und körnt die Worte eines nach dem andern ab, wie einen Rosenkranz . . . Gewiß muß mir Martin eine Kelle und ein Kübelchen kaufen!"

„Mein Herr, wo kauft man das?" fragte ich den Dichter; „und dann habe ich kein Geld."

„Einen Augenblick!" rief Balthasar, als wäre ihm plötzlich ein Gedanke gekommen.

„Was für ein Tag ist übermorgen?"

„Wir haben heute Dienstag," antwortete ich naiv, „übermorgen ist es Donnerstag."

„Donnerstag!!! der Tag vor einem Freitag!" rief der Dichter mit einem Ausbruch des Schreckens und der Entrüstung, „den Grundstein meines Palastes am Vorabend eines Freitags legen . . . damit er über meinem Haupte zusammenstürzt. O Mißgeschick . . . welch ein Vorzeichen! . . . welch ein trauriges Prognostikon!"

Und er fügte langsam und mit erschüttertem Tone bei:

„Nein, Martin, nein, bringe mir weder Kelle noch Kübelchen, nein, Junge . . . wenn Du nicht eines Tags Deinen armen Herrn unter den Trümmern seines Palastes begraben sehen willst.“

„Oh, Herr . . .“

„Ich war von Deinem Herzen überzeugt . . . Gehe, besorge Deinen Auftrag und kehre so schnell als möglich zurück.“

„Ich gehe, Herr,“ sagte ich und wandte mich nach der Thüre.

In dem Augenblick, wo ich sie schloß, hörte ich die Stimme des Dichters wiederholen:

„Der Vorabend eines Freitags! . . . Nie! ich bin in diesen Dingen so abergläubisch als Napoleon!!!“

. . . .

Mit einer fieberhaften, verzehrenden Ungeduld eilte ich nach dem Faubourg du Roule . . .

Die Adresse des Baron von Noirlieu war auch die Adresse, welche ich geschmückt mit einer Königskrone und mit symbolischen Figuren auf dem Pergament gesehen hatte, das ich in dem Portefeuille, welches die Briefe der Mutter von Regina enthielt, fand.

Zehntes Kapitel.

Regina.

Ich kam bald an das Ende des Faubourg du Roule, wo das Haus des Vaters von Regina lag: Anfangs sah ich außen nur eine lange Mauer, in deren Mitte sich ein Thorweg öffnete; unfern von diesem Thorweg stand ein mit zwei herrlichen Pferden bespannter Wagen; als ich mich näherte, glaubte ich die braun und

blaue Livree mit silbernen Galonen zu erkennen, welche die Leute des Vicomte Scipion Duriveau bei der Scene im Walde von Chantilly getragen hatten.

Erstaunt über dieses Zusammentreffen, begierig, meine Zweifel aufzuklären, wandte ich mich an den Kutscher, indem ich mich stellte, als wäre ich geblendet von der Schönheit seines Gespanns, und sagte zu ihm:

„Dieser herrliche Wagen, diese prächtigen Pferde, gehören sie nicht dem Herrn Grafen Duriveau, mein Herr?"

„Ja," antwortete mir verächtlich der Kutscher.

Mein Interesse, meine Neugierde verdoppelten sich. Claude Gérard hatte von dem Grafen Duriveau mit einer solchen Abneigung gesprochen, er hatte mir ihn mit so schwarzen Farben geschildert, daß sich meine Unruhe vermehrte, wenn ich an die Beweggründe dachte, die den Grafen zu dem Vater von Regina führen konnten, denn ich erinnerte mich nun, daß der Unbekannte der Schenke zu den Drei Fässern mir von einem Mann von reifem Alter, der auch sein Nebenbuhler bei Regina wäre, gesprochen hatte.

Unter dem Einfluß dieses verdoppelten Interesses, dieser verdoppelten Neugierde klopfte ich an den Thorweg; man öffnete mir denselben. Da ich keine Portierloge sah, wandte ich mich gegen einen großen, viereckigen Pavillon, der zwischen Hof und Garten lag.

Sogleich erschien auf den ersten Stufen einer breiten Freitreppe der Mulatte, welcher gewöhnlich Regina bei den Reisen begleitete, die sie unternahm, um jeden Jahrestag des Todes ihrer Mutter an deren Grab zuzubringen. Dieser Mulatte war schwarz gekleidet und hatte ein hartes, finsteres Gesicht.

„Was wollen Sie?" sagte er ungestüm, indem er mir die Thüre versperrte.

„Mein Herr, ich möchte gern den Herrn Baron von Noirlieu sprechen."

Der Mulatte schaute mich vom Kopf bis zu den Füßen an, als wäre er erstaunt über meine kecke Anmaßung, und antwortete mir den Rücken zuwendend:

„Der Herr Baron empfängt Niemand."

„Aber, mein Herr, ich habe ihm einen Brief zu übergeben."

„Einen Brief?" versetzte er, indem er sich wieder umdrehte, „das ist etwas Anderes . . . wo ist er?"

„Mein Herr, ich habe Befehl, ihn nur dem Herrn Baron selbst zu geben."

„Ich sagte Ihnen schon, der Herr Baron empfange Niemand . . . Geben Sie mir diesen Brief."

„Unmöglich, mein Herr . . . er ist sehr wichtig, und ich kann ihn nur dem Herrn Baron selbst geben."

„Wenn Sie mir ihn nicht geben wollen, so tragen Sie ihn auf die Post," erwiederte der Mulatte mit mürrischem Tone.

„Ich kann nicht, mein Herr, ich muß sogleich eine Antwort haben . . . Ist es nicht möglich, daß ich den Herrn Baron heute sehe, so nennen Sie mir eine Stunde, zu der ich morgen wiederkommen kann."

„Hat man je einen so hartnäckigen Menschen gesehen?" rief der Mulatte zornig. „Ich wiederhole Ihnen, daß Sie den Herrn Baron weder heute, noch morgen, noch übermorgen sehen können, ist das klar? Zum letzten Male sage ich Ihnen, geben Sie mir Ihren Brief oder gehen Sie."

„Der Herr Graf Robert von Mareuil, welcher mich schickt," entgegnete ich, indem ich aufmerksam die Züge des Mulatten betrachtete, „hat mir befohlen, zu . . ."

Der Mulatte ließ mich nicht vollenden. Bebend bei dem Namen Robert von Mareuil, rief er:

„Herr von Mareuil ist in Paris!"

Ich wollte antworten, als das Geräusch von mehreren Thüren, die sich schlossen, und von Tritten, die

er hinter sich hörte, den Mulatten veranlaßten, sich rasch umzudrehen. In demselben Augenblick sah ich aus dem Vorhause einen noch jungen Mann von sehr eleganter Kleidung und Haltung, mit einem äußerst charaktervollen Gesichte, dessen Ausdruck mir hart und hochmüthig schien, herauskommen.

„Soll ich den Wagen des Herrn Grafen in den Hof fahren lassen?“ fragte ihn ehrfurchtsvoll der Mulatte.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, dieser Mann war der Graf Duriveau.

„Nein, es ist unnöthig, Melchior,“ erwiederte freundlich der Graf.

Dann fügte er, indem er weiter ging und die Freitreppe hinabstieg, bei:

„Hören Sie ... ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Und der Graf erreichte langsam den Thorweg, begleitet von dem Mulatten, mit dem er leise und mit einer gewissen Lebhaftigkeit sprach.

Ich benützte den Augenblick der Freiheit, den mir der Zufall ließ, und warf nach allen Seiten verstohlene, neugierige, unruhige Blicke; Regina bewohnte ohne Zweifel dieses Haus ... ich suchte tiefer in das Vestibule zu schauen, aus welchem der Graf Duriveau herausgekommen war, doch ich konnte nichts unterscheiden.

Plötzlich erhob sich im Innern des Erdgeschoßes, dessen Fenster auf dem Niveau der Freitreppe lagen, ein Lärmen von Stimmen, als ob zwei Personen sehr lebhaft mit einander streiten würden; beinahe in demselben Augenblick wurde eines von den Fenstern wenige Schritte von mir ungestüm geöffnet, und Regina erschien daran, die Wange entflammt, die Augen glänzend von Thränen, das Antlitz zugleich stolz und schmerzlich gereizt.

„Nein, nein,“ rief sie mit bebender Stimme: „niemals!“

Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirne, um

ihre Aufregung zu beschwichtigen, wie es schien, und lehnte sich einen Augenblick mit dem Ellenbogen auf den Balcon des Fensters, als suchte sie zugleich einem Gespräch, das sie entrüstete, ein Ziel zu setzen und ihre brennende Stirne durch die kalte Berührung der äußeren Luft zu kühlen.

Der Mulatte und der Graf Duriveau, welche fortwährend unter dem Gewölbe des Thorweges mit einander sprachen', hatten weder das Geräusch des sich öffnenden Fensters gehört, noch Regina bemerkt.

Nie war mir die Schönheit von Regina so eindrucksvoll vorgekommen; ihre langen, schwarzen Haare umrahmten in zwei dicken Flechten ihr gleich dem der antiken Diana so reines, so keusches, so stolzes Antlitz, und ihren edlen, schlanken Wuchs hervorhebend, vervollständigte ein sehr einfaches schwarzes Kleid das Gesammtwesen der Gestalt dieses jungen Mädchens.

Ich betrachtete sie mit einer Art von banger, ehrfurchtsvoller Anbetung, und unwillkührlich befeuchteten sich meine Augen mit Thränen, als ich zu mir sagte:

„Armer Unglücklicher, verbirg diese Liebe, welche dein Leben, deine Kraft, deine Ausdauer im Guten, dein Haß gegen das Böse ist; verbirg diese Liebe in der tiefsten Tiefe deines Herzens; diese einzige Gottheit deiner Seele erfahre nie, daß du sie anbetest, daß du sie anrufst, anflehst, daß du dich für sie aufopferst, so viel ihr immer die unbekannte Ergebenheit eines dunklen, armen Geschöpfes, wie ich bin, nützlich sein kann."

Ohne Zweifel einer heftigen Aufregung preisgegeben, hatte mich Regina nicht bemerkt, denn sie schaute gerade aus und ich sah sie, halb verborgen in der Thürvertiefung, nur vom Profil; als sie aber zufällig den Kopf nach meiner Seite wandte, zog sie sich ungestüm zurück und das Fenster schloß sich sogleich.

Diese Bewegung war so rasch, daß mich Regina unmöglich angeschaut haben konnte; sie hatte nur un-

bestimmt Jemand erblickt und sich auf der Stelle zurückgezogen.

Alles dies ging in so kurzer Zeit vor sich, daß, als der Mulatte den Thorweg öffnete, nachdem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Duriveau in Folge seiner Unterredung mit ihm verbeugt hatte, Regina verschwunden und das Fenster geschlossen war.

Der Graf Duriveau war im Begriff, wegzugehen; er hatte schon den Fuß auf der Schwelle, als er sich gegen den Mulatten, der, ohne Zweifel unzufrieden, mich so allein gelassen zu haben, auf mich zukam, wieder umwandte und laut genug, daß ich es hören konnte, zu ihm sagte:

„Melchior, ich habe vergessen, Sie zu bitten, den Herrn Baron daran zu erinnern, daß ich ihn und Fräulein Regina morgen um zwei Uhr abholen werde, um sie nach dem Louvre zu führen.“

„Ich werde nicht verfehlen, dies zu thun, der Herr Graf kann darauf zählen,“ antwortete Melchior, indem er sich gegen Duriveau umwandte.

Dieser entfernte sich und der Mulatte kam rasch zu mir zurück.

„Warum sind Sie an dieser Thüre geblieben?“ fragte er mit mißtrauischer Miene.

„Ei, mein Herr, ich erwartete Sie hier, weil ich nicht wußte, wohin ich gehen sollte.“

„Sie hätten in den Hof hinabgehen und nicht hier auf der Freitreppe bleiben sollen.“

Dann nach kurzem Stillschweigen fügte er bei:

„Haben Sie mir nicht gesagt, Sie kämen, um dem Herrn Baron einen Brief von Herrn Robert von Mareuil zu bringen?“

„Ja, mein Herr.“

„Ist Herr Robert von Mareuil schon lange in Paris?“ fragte Melchior, einen durchdringenden Blick auf mich heftend.

„Er ist diesen Morgen angekommen, mein Herr?“

„Wo wohnt er?"

„In der Rue de Provence, Hotel de l'Europe, mein Herr."

„Sind Sie in seinem Dienst?"

„Nein, mein Herr, ich bin Commissionär."

Melchior dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Und dieser Brief?"

„Hier ist er, mein Herr; doch ich habe Befehl, ihn nur dem Herrn Baron zu übergeben."

„Folgen Sie mir," antwortete Melchior und ging voran.

Ich folgte ihm durch das Vorhaus, dann wandte er sich in einen Corridor, öffnete die Thüre eines Wartesaales, machte mir ein Zeichen, hier zu bleiben, und trat in ein anderes Zimmer.

Der Salon, in dem ich mich befand, war einfach ausgestattet und die Wände verschwanden beinahe gänzlich unter den zahlreichen Familiengemälden, welche nach ihren Trachten bis in die entferntesten Zeiten zurückgingen, denn auf dem schwarzen Grunde von einem der Portraits, das einen Ritter mit Helm und Panzer darstellte, sah ich mit weißen Buchstaben geschrieben: Gaston V, Sire de Noirlieu 1220. Beinahe auf allen diesen Gemälden war in einer Einfassung das Wappen dieses alten Hauses mit dem oft wiederholten Wahlspruche: **Fort et Fier** *), angebracht.

Dieser Wahlspruch erinnerte mich an den energischen, stolzen Ausdruck, welchen ich auf dem dieses Geschlechtes würdigen Antlitz von Regina wahrgenommen hatte.

Nach einigen Augenblicken erschien der Mulatte wieder und sprach mit spöttischem Tone:

---

*) Stolz und stark.

„Der Herr Baron kann, wie ich Ihnen gesagt habe, Niemand annehmen, und zwar weder heute, noch morgen, noch übermorgen. Lassen Sie mir also diesen Brief, oder bringen Sie ihn auf die Post.“

Ich fühlte das Vergebliche eines Beharrens und entfernte mich, ohne meinen Brief zurückzulassen, begleitet von dem Mulatten, der das Thor hinter mir schloß.

Nichtsdestoweniger hatte ich in einer Viertelstunde viele Dinge erfahren; ich wußte noch nicht, ob sie meinen neuen Herrn, Robert von Mareuil, eben so sehr interessiren würden, als sie mich interessirten.

Vor Allem hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Graf Duriveau, ein hochmüthiger, selbstsüchtiger, entsittlichter Mann (ich konnte hierin Claude Gérard glauben), in vertrautem Verhältniß zu dem Baron und Regina zu stehen schien, da er sie am andern Tag in den Louvre führen sollte, ein offenbarer Beweis, daß die Vernunft des Barons nicht gefährlich gestört sein mußte, da er die Gemäldeausstellung zu sehen im Sinne hatte.

Dann schien Regina an diesem Tage und unmittelbar nach dem Abgange des Grafen Duriveau einen sehr lebhafter Streit mit dem Baron gehabt zu haben, einen Streit, der um so peinlicher gewesen sein mußte, als das junge Mädchen, die Augen in Thränen, ungestüm der Unterredung ein Ende machte und eine Weigerung voll Entschlossenheit aussprach.

Endlich schien der Baron für seinen jungen Vetter Robert von Mareuil keine große Sympathie zu hegen . . . wenigstens nach der Kälte zu urtheilen, mit der er meine Botschaft aufnahm . . . Wenn ich mit diesen Thatsachen die Erinnerung an den Unbekannten in der Schenke zu den Drei Fässern verband, ergriff mich ein unbestimmter Eindruck von Furcht für Regina; vielleicht begehrten ihre Hand folgende drei Personen:

Der Graf Durivau, dessen abscheulichen Charakter mir Claude Gérard enthüllt hatte;

Dieser Unbekannte, der sich in elenden Kleidern verbarg, um sich mit Branntwein in schmutzigen Schenken an den Barrièren zu berauschen;

Robert von Mareuil . . . vor Kurzem Gefangener . . . arm seinem Aussehen nach, und ein Mensch, der mir, ich weiß nicht warum, unwillkührlich Mißtrauen einflößte.

Aber, ach! wenn ich annahm, daß die Bewerbung von dem einen oder dem andern dieser drei Freier mit einem für Regina unseligen Erfolg gekrönt werden konnte, . . . welches Mittel besaß ich, sie gegen so reiche oder in der Welt so hoch gestellte Leute zu beschützen? ich, der ich so arm und so dunkel war, ich, der ich in der Hoffnung, mich durch das zerbrechlichste Band mit Fräulein von Noirlieu zu verknüpfen, ein Dienstbotenverhältniß bei dem Grafen Robert von Mareuil angenommen hatte.

Bei diesen Fragen wurde meine Entmuthigung zuweilen niederschmetternd; eine geheime Stimme sagte mir jedoch, ich dürfe Regina nicht verlassen, und so demüthig auch meine Ergebenheit sei, so würde sie ihr doch nützlich werden, da mich der Zufall wenigstens die Leute haben kennen lernen, deren Bewerbungen ihr gefährlich sein könnten, oder deren verborgene Laster und lichtscheue Pläne sie ohne Zweifel nicht kannte.

Nach reiflichem Erwägen und während ich eilig nach der Wohnung von Balthasar zurückkehrte, zeichnete ich mir folgende Linie für mein Verfahren vor:

Zuerst wollte ich ergründen, was die Absichten des Grafen Robert von Mareuil auf Regina wären, ich wollte aufrichtig, redlich und ohne ungerechtes Vorurtheil das Benehmen dieses jungen Mannes beobachten und studiren; ich wollte auch in Erfahrung bringen, was die Absichten des Grafen Duriveau sein dürften,

und alle Mittel benützen, welche mir der Zufall oder die Umstände an die Hand geben könnten, um die Spuren des Unbekannten aus der Schenke zu den Drei Fässern wieder aufzufinden. Um zu diesem Ziele zu gelangen, nahm ich mir vor, bei meiner nächsten Unterredung mit Robert von Mareuil die verschiedenen Vorfälle, deren Zeuge ich in der Wohnung des Baron von Noirlieu gewesen war, je nach den Umständen zu erzählen, zu verbergen oder sogar zu entstellen.

Ich faßte diesen Entschluß ohne Zögern, ohne Gewissensbisse . . . Robert von Mareuil hatte aus mir das blinde Werkzeug von, ich weiß nicht was für, Plänen machen wollen, indem er mich aufforderte, zu beobachten und ihm zu berichten, was bei dem Baron in meiner Gegenwart vorgehen würde. Diese Anregung zu einem gemeinen Manoeuvre, welche ich zurückgewiesen hätte, wenn nicht von Regina die Rede gewesen wäre, verlieh mir das Recht, ohne Bedenken gegen Robert von Mareuil zu Werke zu gehen.

Und dann waren meine Absichten lauter, redlich ... ohne die geringste Eifersucht, ohne den geringsten Hintergedanken von persönlichem Interesse; mehr als je verzichtete ich auf die tolle, alberne Hoffnung, nicht nur von Regina bemerkt, sondern sogar mit ihr bekannt zu werden; ich gestehe, ich fand einen gewissen schwermüthigen Reiz in dem Gedanken, beständig, unsichtbar, unbekannt die Beweise von Ehrfurcht, von Ergebenheit und Anbetung für Fräulein von Noirlieu, welche von dem Leichenbegängnisse ihrer Mutter herrührten, zu verfolgen.

. . . .

Mit einem des goldenen Zeitalters würdigen Vertrauen, das auch vielleicht durch den Mangel an allen Gegenständen, welche das Gelüste von Dieben hätten erregen können, motivirt wurde, ließ Balthasar stets den Schlüssel in der Thüre stecken. Ich trat in das kleine Zimmer ein, das vor dem Schlafzimmer des

Dichters kam, und hörte diesen mit den bewundernden, übertriebenen Ausdrücken, die bei ihm Gewohnheit waren, ausrufen:

„Man sagt, sie sei herrlich, betäubend, niederwerfend . . . . Vor Allem werde ich dieses Geschöpf anbeten . . . ich vergöttere es nur seines Namens wegen . . . sein Name ist ein ganzes Gedicht.“

Ich trat in das Zimmer auf die Gefahr, den Monolog des Dichters zu unterbrechen; doch meine Gegenwart dämpfte seine Exaltation nicht.

„Ja, dieser Name ist ein Gedicht, ein ganzes Gedicht,“ rief Balthasar mit großen Schritten auf- und abgehend, „es ist mehr als ein Gedicht, es ist ein Charakter . . . es ist ein Portrait . . . Duparc hat sie in den Funambules in einer kleinen Rolle gesehen; er sagt, es sei ein verborgener Diamant, der bald in seiner ganzen Herrlichkeit funkeln müsse.“

„Nun . . . der Baron?“ fragte mich rasch Robert von Mareuil, der, von ernsten Gedanken in Anspruch genommen, über die tollen Ausrufungen seines Freundes ungeduldig zu werden anfing.

„Ehe Du antwortest,“ rief Balthasar, „höre mich an, ich erwähle Dich zum Richter, Anti-Frontin, ich will einen Versuch an Deinem so ehrenwerth beschränkten Verstande machen.“

„Genug der Tollheiten! laß ihn zuerst mir Bericht über seinen Auftrag erstatten,“ rief Robert, „das ist das Wichtigste.“

„Ich gebe Dir Martin in einer Secunde, leihe ihn mir für einen Augenblick,“ sprach Balthasar; dann sich an mich wendend: „Sprich, Martin, antworte, welche Wirkung macht bei Dir der Name: **Basquine?**“

Die Frage kam so unvorhergesehen und erschütterte mich dergestalt, daß ich einen Schritt zurückwich und den Dichter erstaunt anschaute.

„Siehst Du,“ rief Balthasar triumphirend, „ich sagte es Dir, es gibt blitzende Namen selbst für die

gegen jede moralische Electricität widerspänstigen Naturen."

Robert von Mareuil zuckte die Achseln.

Als mein erstes Erstaunen vorüber war, fühlte ich, welche Gefahr für mich entstünde, wenn ich meinen neuen Herren das geringste Mißtrauen einflößen würde. Ich weiß nicht, welche Eingebung mir zuflüsterte, unter diesen Umständen wäre es das Gescheiteste von mir, wenn ich ungefähr die Wahrheit sagte: ich antwortete auch:

„Oh! mein Gott! mein Herr... dieser Name... wenn Sie wüßten ..."

„Nicht wahr, dieser Name blendet Dich?" rief der Dichter, „er spiegelt vor Deinen Augen wie ein rosenfarbiger Rock mit silbernen Sternen ... dieser Name glänzt, dreht sich, wimmelt vor Deinem Geiste wie ein Wirbel von Goldflittern, nicht so?"

„Nein, mein Herr, das ist es nicht," erwiederte ich, „doch es erschütterte mich ungemein, als Sie mir diesen Namen nannten."

„Und warum?" fragte mich Balthasar, während der Graf in wachsender Ungeduld mit dem Fuße stampfte.

„Als ich noch ein Kind war, mein Herr," antwortete ich dem Dichter, „kannte ich ein kleines Mädchen, dem man diesen Namen gegeben hatte ... Die Kleine sang wie eine Nachtigall und tanzte wie eine Fee; sie war blond und hatte schwarze Augen."

„Unseliges Geschick!" rief Balthasar, „dieses Wunder der Kunst, des Ausdrucks, der Poesie, das, heute noch dunkel, morgen vielleicht vor den Augen Aller wie eine leuchtende Bombe hervorbrechen wird, Basquine ist Gauklerin gewesen! Robert, wir müssen diesen Abend in die Funambules gehen ... Wir werden sie den Dummköpfen, die sie nicht kennen, offenbaren, wir werden ihr einen Triumph, eine Apotheose bereiten!!!"

Durch die Ausschweifungen seines Freundes auf das Aeußerste gebracht, sprach Robert von Mareuil mit traurigem, schmerzlichem Tone:

„Balthasar, Du vergißt zu sehr, daß es sich für mich um eine mehr als ernste Angelegenheit handelt."

„Verzeihe, mein Freund, ich habe Unrecht gehabt," erwiederte Balthasar mit innigem Ausdruck. „Nenne mich einen Narren, aber nicht einen Selbstsüchtigen." Dann sich an mich wendend:

„Hast Du den Baron gesehen?"

„Nein, mein Herr."

„Ich wußte es," rief Robert voll Aerger, „der Mulatte hat Dich empfangen?"

„Ja, mein Herr ... ich drang sehr in ihn und der Mulatte hat mich ..."

Hier mich unterbrechend, sagte ich:

„Sie haben mir empfohlen, mein Herr, wohl zu beobachten, was vorginge, und mich desselben zu erinnern, wenn ich könnte."

„Nun ... was ist vorgefallen?"

„Sehen Sie, mein Herr, es bringt mich in Verwirrung, wenn ich nicht bei dem Anfang anfange, um die Dinge zu sagen, wie sie ..."

„Vorwärts, mein Junge, fange bei dem Anfang an," sagte der Dichter, „das ist teufelmäßig Rococo, doch Du hast die poetische Halsgestalt ... Sprich."

Eilftes Kapitel.

Das Zusammentreffen.

„Wohl, mein Herr," sagte ich zu Balthasar," ich kam in die Rue du Faubourg du Roule, ich klopfte an,

man öffnete mir, ich trat ein . . . der Mulatte erschien; . . . er fragte mich, was ich wollte. „„Dem Herrn Baron von Noirlieu eigenhändig einen Brief übergeben.““ „„Man kann den Herrn Baron nicht sehen,““ antwortete mir der Mulatte. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Mulatten auf der Freitreppe, es kam ein noch junger und sehr gut gekleideter Herr aus dem Hause; er sprach mit dem Mulatten, dieser nannte ihn Herr Du . . . Herr Du . . .“ und ich stellte mich, als sammelte ich meine Erinnerungen . . . „Du . . . Duri . . .“

„Duriveau! . . .“ rief Robert von Mareuil eben so unruhig als erstaunt; dann fügte er bei:

„Der Graf Duriveau ist groß, braun, hat eine harte Miene, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, das ist der Name dieses Herrn und so sieht er aus.“

Robert von Mareuil schaute den Dichter an und sagte den Kopf schüttelnd zu ihm:

„Du kennst den eisernen Willen dieses Teufels von einem Menschen; er ist gewaltig reich. Nichts wäre für mich gefährlicher, als . . .“

Doch ohne Zweifel in Folge einer Ueberlegung unterbrach sich Robert von Mareuil und sagte zu mir:

„Fahre fort. Während Du mit dem Mulatten sprachst, kam der Graf Duriveau von dem Baron heraus.“

„Ja, mein Herr, und der Mulatte begleitete ihn bis an das Thor. Da sagte dieser Herr zu dem Mulatten, er möge den Herrn Baron daran erinnern, daß er ihn am andern Tage um zwei Uhr abholen werde, um mit Fräulein Re . . . Re . . .“

„Regina,“ rief Robert.

„Ja, mein Herr, das ist der Name . . . um mit Fräulein Regina in den Louvre zu fahren.“

„Ah! ah! morgen um zwei Uhr in den Louvre,“

sagte Robert mit einer gewissen Freude, in die sich jedoch auch Aerger mischte. „Sehr gut, man wird dort sein, es ist gut, daß man es weiß. Der Baron ist also nicht so ungeschlacht und so verrückt geworden, als man behaupten wollte. Vortrefflich! man wird morgen im Louvre sein."

Dann richtete er das Wort abermals an mich und sprach:

„Mein Junge, Du bist trotz Deines einfältigen Aussehens Gold werth. Fahre fort; bliebst Du nach dem Abgange von Duriveau bei dem Mulatten?"

„Ja, mein Herr."

„Und was hat er Dir gesagt?"

„Da ich durchaus meinen Brief dem Baron übergeben wollte, sagte der Mulatte zu mir, sein Herr empfange Niemand; doch ich drang so sehr in ihn, daß mich der Mulatte endlich in einen Salon führte, wo sehr viele Portraits waren, hier ließ er mich warten.

„Und Du hast den Baron gesehen?"

„O nein, nach einigen Augenblicken kam der Mulatte zurück und sprach mit spöttischer Miene zu mir: „„Wenn Sie den Brief nicht hier lassen wollen, so mag der Graf von Mareuil durch die Post an den Herrn Baron schreiben, er wird ihm antworten."" Hienach führte mich der Mulatte, ohne mehr etwas hören zu wollen, bis zum Thor zurück."

„Stets derselbe Groll oder dasselbe Mißtrauen," sprach Robert zu dem Dichter, der, getreu der Stummheit, die er sich auferlegt hatte, um seinen Freund nicht zu unterbrechen, beipflichtend mit dem Kopfe nickte.

„Und Du hast kein junges Mädchen in dem Hause gesehen?" fragte Robert.

„Nein, Herr."

„Du hast nichts Besonderes wahrgenommen?"

„Nein, Herr, nur als ich wegging . . ."

„Nun, als Du weggingst?"

„Nämlich als ich weggegangen war.“

„Laß hören, sprich geschwinde . . .“

„Ich war einige Schritte von dem Thore, als ein herrlicher Wagen anhielt; dann, ich weiß nicht, ob ich wohl daran gethan habe, mein Herr, doch da Sie mir Alles zu beobachten empfohlen, dann sah ich, wer aus diesem schönen Wagen stieg.“

„Du hast sehr wohl daran gethan,“ rief Robert. „Und wer stieg aus diesem Wagen?“

„Ein Herr von sehr hübschem und sehr sanftem Gesicht, viel jünger als der Graf Duriveau, weniger groß als er, doch auch sehr schön angezogen.“

Und um diese Fabel zu vervollständigen, schilderte ich so viel als es mir immer möglich war, den Unbekannten aus der Schenke zu den Drei Fässern, in der Hoffnung, er wäre Robert von Mareuil vielleicht bekannt; ich hätte auf diese Art erfahren, wer der seltsame Mensch war, welchen kennen zu lernen ich ein so großes Interesse hatte.

Meine Hoffnung wurde getäuscht; trotz der kleinsten Einzelnheiten, in welche ich über diese Person einging, sagte der Graf von Mareuil, nachdem er mich mit großer Aufmerksamkeit und einer sichtbaren Angst angehört hatte:

„Ich kenne diesen Mann nicht . . . Hast Du die Farbe seiner Livree wahrgenommen?“

„Wie beliebt?“ sagte ich, indem ich mich stellte, als begriffe ich seine Frage nicht.

„Hast Du wahrgenommen, von welcher Farbe die Kleider seiner Bedienten waren?“ sprach Robert.

„O nein, ich schaute nur den Herrn an.“

„Das ist ärgerlich . . . diese Wahrnehmung hätte mir nützlich sein können,“ sagte Robert nachdenklich. „Du hast nichts Anderes bemerkt?“

„Nein, mein Herr.“

„Suche . . . Oft sind die geringsten Dinge be-

zeichnend für den, welcher ein Interesse hat, sie zu begreifen."

„Nein, mein Herr, ich erinnere mich keines andern Umstandes . . . ich mag immerhin suchen . . . ah! doch, doch . . . ich entsinne mich . . ."

Und ich nahm meine Zuflucht zu einer neuen Fabel, um die Eifersucht von Robert von Mareuil noch mehr zu reizen; er sollte so begierig als ich werden, zu entdecken, wer dieser Unbekannte war.

„Sprich geschwinde," sagte der Graf.

„Einer von den Bedienten, der, welcher hinten auf dem Wagen dieses Herrn stand, sagte zu dem vorne..."

„Zum Kutscher?"

„Ja, mein Herr; er sagte zum Kutscher, als der junge Mann ausgestiegen war: „„Nun sind wir wieder hier und werden, wie gewöhnlich, ein paar Stunden warten müssen.""

„Wie gewöhnlich ein paar Stunden warten?" rief der Graf von Mareuil, „der Bediente sagte das? Es ist sehr wichtig, dies zu erfahren."

„Ich weiß nicht mehr."

„Einfaltspinsel, das beweist, daß der junge Mann gewöhnlich in dieses Haus kommt."

„Es ist möglich, Herr."

„Du mußt nothwendig im Verlauf von drei bis vier Tagen in Erfahrung bringen, wer dieser junge Mann ist," sagte Robert von Mareuil, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte.

Ich hatte mein Ziel erreicht, ich hatte den Grafen so begierig gemacht, als ich es war, dieses Geheimniß zu ergründen, und er mußte mich somit in meinen Nachforschungen unterstützen.

„Ja," fuhr er fort, „Du mußt entdecken, wer dieser junge Mann ist."

„Ich, mein Herr? Und wie soll ich das machen?"

Robert von Mareuil blieb einen Augenblick nachdenkend und sagte dann:

„Vormittags von zehn oder eilf Uhr an stellst Du Dich morgen in die Nähe der Wohnung des Barons... Du beschaust alle Personen, welche bei ihm eintreten, und beobachtest, ob sich unter ihnen der junge Mann findet, von dem Du gesprochen hast... Kommt er im Wagen, so ist nichts leichter, als zu erfahren, wer er ist."

„Wie das, Herr?"

„Du fragst die Bedienten nach dem Namen ihres Herrn."

„Oh! mein Herr, ich würde es nicht wagen, und dann werden sie es mir auch nicht sagen wollen."

„Weigern sich seine Leute, Dir zu antworten, so gibt es ein sehr einfaches Mittel, sie zum Sprechen zu bringen," erwiederte Robert. „Du sagst, dieser junge Mann sei jung, elegant und schön?"

„Ja Herr, sehr schön, sehr schön von Gesicht."

Robert faltete die Stirne und sprach:

„Nun wohl! Du äußerst mit einer geheimnißvollen Miene gegen seine Leute, Du kommest im Auftrage einer sehr hübschen Frau, welche ihren Herrn wahrgenommen hätte und gern seinen Namen und seine Adresse wissen möchte. Die Bedienten müssen es Dir dann nothwendig sagen. Begreifst Du?"

„Aber mein Herr, das ist nicht wahr...." sagte ich mit einer einfältigen, verlegnen Miene zu Robert; „ich werde also lügen müssen?"

„Bravo, Anti-Frontin," rief Balthasar, der nicht mehr länger stumm bleiben konnte, „vorhin erschrecktest Du mich, Du wandtest Dich ein wenig dem Figaro zu, doch dieser letzte Zug beruhigt mich wieder! „Ich erhöhe auch," rief der Dichter mit einer wachsenden Begeisterung, „ich erhöhe auch Deinen Lohn auf fünfzehn tausend Livres für diese tugendhafte Antwort," rief Balthasar; „nur hast Du mir Stiefelzieher, chemische Zündhölzchen, Schuhwichse und falsche Kragen zu liefern."

„Aber mein Herr, wenn dieser junge Mann nicht

im Wagen kommt," sagte ich zu Robert, „wie soll ich dann mit seinen Bedienten sprechen?"

„Wenn er zu Fuß kommt, so wartest Du, bis er weggeht, und folgst ihm dann."

„Wohin, Herr?"

„Wohin er geht, er muß doch irgendwo schlafen."

„Ah! das ist wahr," sagte ich mit einer schlauen, triumphirenden Miene, „und da man nur zu Hause schläft, so werde ich wohl erfahren, wo er wohnt."

„Man schläft nur zu Hause!" rief Balthasar voll Heiterkeit. „Martin, um Deinen keuschen Glauben zu belohnen, erhöhe ich Deinen Gehalt auf sechzig tausend Livres, doch Du lieferst mir Unterziehstrümpfe, Pantoffeln, Hosenträger, Sous, um über den Pont des Arts zu gehen, und überreichst mir fünf Melonen in der Frühzeit."

„Sie sind sehr gut, mein Herr," sagte ich zu dem Dichter; dann mich an den Grafen wendend:

„Wenn ich aber auch erfahre, wo dieser Herr wohnt, so weiß ich darum doch seinen Namen nicht."

„Du gehst zu dem Portier, Du schilderst ihm den Mann, der Abends nach Hause gekommen ist, und fragst nach seinem Namen . . . . Ich werde hiezu einen Vorwand finden."

„Ah! mein Herr, wie schlau sind Sie," rief ich voll Bewunderung.

„Nun etwas Anderes," sagte Robert von Mareuil, indem er mir einen Brief übergab, den er wahrscheinlich während meiner Abwesenheit geschrieben hatte. „Du trägst diesen Brief in die Passage Bourg-l'Abbé zu einem gewissen Bonin, einem Kinderspielwaarenhändler."

Bei dem Namen Bonin regten sich in meinem Geiste unbestimmte Erinnerungen; es kam mir vor, als hätte ich diesen Namen bereits aussprechen hören, doch ich erinnerte mich nicht mehr, unter welchen Umständen, und welcher Person er gehörte.

„Es wird bei diesem Briefe nicht sein wie bei dem an den Baron," sagte Robert von Mareuil, „Du händigst ihn Herrn Bonin selbst ein, er verläßt seinen Laden beinahe nie und wird Dir eine Antwort geben."

„Gut, Herr."

„Gehe und komm bald wieder."

„Und auf dem Rückwege sagst zu dem kleinen Traiteur der Rue-Saint-Nicolas, er soll Mittagbrod für zwei Personen bringen," sprach Balthasar majestätisch zu mir, „denn wir geben Dir Kost, Martin, wir geben Dir Wohnung und kleiden Dich, wenn Deine noch vortrefflichen Kleider abgetragen sind ... Du schläfst im Vorzimmer; der Speiseschrank wird Dir als Commode dienen; ich leihe Dir meine sibirische Bärenhaut; bis ich Dir ein taugliches Bett organisirt habe, schläfst Du auf dieser wie ein König."

„Oh! ich bin nicht verwöhnt, Herr," erwiederte ich; „auf meiner Rückkehr werde ich die wenigen Effecten, welche ich besitze, aus meiner Wohnung mitnehmen; ich finde mich überall wohl, wo Sie mich unterbringen mögen."

„Vorwärts, beeile Dich," sagte Robert von Mareuil, „Du wartest auf Herrn Bonin, falls er nicht zu Hause wäre."

„Gut, Herr." Und ich entfernte mich.

Ich kam in die Passage Bourg-l'Abbé, eine traurige, düstere Passage; in dem Augenblick, wo ich eintrat, wurde ich ziemlich heftig von einem ganz jungen Menschen gestoßen, der aus einem eleganten Cabriolet sprang, während der Groom ein wildes, ungeduldiges Pferd am Kopf hielt. Nachdem er sich leicht entschuldigt, ging dieser junge Mann, oder vielmehr dieser Jüngling mit einem bartlosen, ziemlich gemeinen Gesichte vor mir her; ich folgte ihm, indem ich mit den Augen die Bude des Kinderspielwaarenhändlers suchte.

In dem Augenblick, wo ich sie entdeckte, sah ich den gut gekleideten Jüngling, der aus dem Cabriolet ge-

sprungen war, in dieselbe eintreten; ich fand ihn bei dem Comptoir, als ich ebenfalls eintrat; zwei andere Personen warteten im Laden, die erste war ein Jäger, der einen Hirschfänger, einen grünen Rock, silberne Epauletten und einen dreieckigen Hut mit einem Federnbusch trug; die andere war ein sehr hübsches Mädchen, das mir nach ihrer aufgeweckten Miene, ihrem frischen Häubchen, ihrer sehr weißen Schürze und ihrem ganzen sorgfältigen Anzuge eine muntere Kammerjungfer zu sein schien. Der Jäger, ein großer, schlanker, gelenker Bursche war in einem Gespräch mit der Kammerjungfer begriffen, welche an seiner Seite saß, indeß eine alte Frau mit gelber, runzliger Gesichtshaut, mit widerwärtiger Miene und grauen, durchdringenden Augen gleichsam hinter das Comptoir gekauert war.

Der so eben erwähnte Jüngling näherte sich dieser Megäre und redete sie zu meinem großen Erstaunen mit einer Art von freundlicher Ehrerbietung an.

„Guten Morgen, meine liebe Madame Laridon,“ sagte er, „wie geht es Ihnen?“

„Wenn Sie wegen des Geschäftes kommen, so können Sie wieder zurückkehren,“ erwiederte sie, „es läßt sich nicht machen.“

„Wie!“ rief der Jüngling, der mir grausam enttäuscht vorkam; „es war doch gestern verabredet?“

„Ja, doch heute steht es anders.“

„Aber, meine liebe Madame Laridon, das ist unmöglich, Herr Bonin wußte wohl, daß ich darauf rechnete . . .“

„Bleiben Sie zehn Stunden da, sprechen Sie mir zehn Stunden vor,“ versetzte ungestüm die Megäre, „das wird gerade sein, als ob Sie Vesper sängen: hat der Patron nein gesagt, so bleibt es bei dem Nein.“

„Aber dann hätte er es mir nicht für heute versprechen sollen,“ rief der Jüngling in Verzweiflung.

„Genug geschwatzt,“ sagte die Megäre, welche nun

die Arme über ihrer Schürze kreuzte und gegen alles Drängen des Jünglings unempfindlich blieb.

„Das ist mir gleichviel," sprach endlich der Jüngling mit zornigem Tone, „ich werde Herrn Bonin erwarten."

Die alte Frau machte eine Geberde mit dem Kopfe und den Schultern, welche wohl sagen wollte:

„Thun Sie, was Ihnen beliebt."

Als sie mich dann an der Thüre erblickte, wo ich stehen geblieben war, um zu warten, bis der Jüngling das Comptoir verlassen hätte, sprach sie zu mir:

„Was wollen Sie?"

„Ich bringe einen Brief für Herrn Bonin, Madame."

„Geben Sie ihm denselben, wenn er zurückkommt," antwortete sie barsch.

Es fanden sich nur zwei Tabourets in dem Laden, sie waren von dem Jäger und der Kammerjungfer besetzt. Der Jüngling schien mir verletzt dadurch, daß ihm der Lackei eines vornehmen Hauses nicht den Stuhl anbot, auf dem er saß, doch der Jäger tauschte, ohne sich um diese Unschicklichkeit zu bekümmern, einen ironischen Blick mit der munteren Kammerjungfer, indem er sie auf die Röthe des Zornes, die dem Jüngling in das Gesicht stieg, aufmerksam machte.

Immer mehr erstaunt über das, was ich sah und hörte, betrachtete ich den seltsamen Laden mit einer wachsenden Neugierde. Statt lachend und heiter zu sein, wie es gewöhnlich die Magazine dieser Art mit ihren frisch in Atlaß mit Flittern gekleideten Puppen, ihrem kleinen wie Silber glänzenden Hausgeräthe und ihren von Scharlach und Rauschgold bedeckten Pferden sind, war dieser Laden düster und kahl; abgesehen von einigen alten, staubigen, zur Schau ausgestellten Spielwaaren, sah ich im Innern dieses Magazins kein anderes Spielzeug; er war von oben bis unten mit

großen, braunen, mit Staub gefüllten Fächern ausgestattet.

Ich war so weit mit meinen Betrachtungen, beinahe verborgen im Schatten des Ladens, denn die Nacht rückte heran, als ich einen Mann von hoher Gestalt eintreten sah, der einen langen, grauen Schnurrbart auf seinem dunkeln Gesichte, einen großen, blauen, militärisch bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock, einen plombirten, dicken Stock und einen alten Filzhut auf dem Ohr trug.

Ich täuschte mich nicht, es war der Cul-de-jatte. Sein dicker Schnurrbart, seine militärische Tournure hatten mich Anfangs verhindert, ihn zu erkennen. Aus Furcht, von ihm bemerkt zu werden, zog ich mich in die dunkelste Ecke des Magazins zurück.

Bei dem Anblick des Banditen schien die alte Frau gänzlich aus ihrer Apathie herauszutreten. Sie stand halb auf und rief lebhaft:

„Nun?"

„Die Sache steht nicht gut," sagte der Cul-de-jatte mit leiser Stimme. „Es scheint, es war ein Wolf unter einer Schafshaut."

„Wie, es ist noch nicht beendigt?" versetzte die alte Frau im Tone des Vorwurfs.

„Beendigt? Ah, ja wohl!" sagte der Cul-de-jatte, „der Kapitän wird Garn zu zwirnen haben."

„Bei einem solchen Hühnchen," sprach die Alte verächtlich die Achseln zuckend.

„Ich sage Ihnen, daß das Hühnchen ein Hahn ist," erwiederte der Cul-de-jatte, „ein Hahn wohl mit Sporen bewaffnet, der sich den Kopf nicht wird fressen lassen; das sage ich Ihnen."

„Was wollen Sie dann," versetzte die Alte brummend, „wozu kommen Sie hierher?"

„Der Kapitän fordert den Patron auf, das Drittel anzunehmen . . . So wird man im Stande sein, Rath zu schaffen."

„Der Patron ist nicht hier, das geht ihn an, er wird diesen Abend an den Kapitän schreiben," antwortete die Alte.

„Abgemacht also, Waffenstillstand bis morgen," sagte der Cul-de-jatte, „ich will den Kapitän davon in Kenntniß setzen."

„Der Patron wird dem Kapitän schreiben," versetzte die Alte.

Der Cul-de-jatte entfernte sich.

Als ich die Worte: der Kapitän hörte, sagte mir eine seltsame Ahnung, es handle sich um Bamboche, der immer noch mit dem Cul-de-jatte in Verbindung stehe.

Vergebens suchte ich zu errathen, was für sonderbare Interessen Personen von so verschiedenartigen Verhältnissen in diesen düsteren Spielwaarenladen, wo keines Wegs vom Kaufen oder Verkaufen von Kinderspielwaaren die Rede war, führen könnten.

Plötzlich sagte die alte Frau, welche gleichsam ihr vertrocknetes, runzliges Gesicht an die Scheiben des Ladens klebte, mit hohler Stimme:

„Hier kommt der Patron!"

Bei diesen Worten standen der Jäger und die Kammerjungfer eiligst auf, und der Jüngling entfernte sich von der Glasthüre, durch welche er bis jetzt, ohne Zweifel, um seine schlimme Laune zu verbergen, in die Passage gesehen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Der Spielwaarenhändler.

Die Ladenthüre öffnete sich.

Die Abenddämmerung, durch die Dunkelheit der Passage noch düsterer, verhinderte mich Anfangs, die Züge des Spielwaarenhändlers zu unterscheiden; er trug überdies einen auf die Augen gedrückten Hut und der Kragen seines tabakfarbigen Ueberrocks, den er ohne Zweifel aus Furcht vor der Kälte aufgeschlagen hatte, verbarg die Ohren und das Gesicht.

Trotz des Aergers, trotz des Zorns, den er kundgegeben, näherte sich der Jüngling dem Handelsmann, sprach ihn mit einer Art von schüchterner, unruhiger, beinahe flehender Unterwürfigkeit an und sagte:

„Guten Tag, mein lieber Herr Bonin, ich komme um . . .“

Der Kaufmann unterbrach den Jüngling und fragte rasch die Alte:

„Du hast ihm also nicht mitgetheilt, daß es nicht sein könne?“

„Ich habe es ihm gesagt und hundertmal wiederholt,“ brummte die Alte, „er wollte bleiben.“

Dann wandte sich Herr Bonin an den Jüngling und sagte mit sehr bezeichnendem Tone:

„Guten Abend, junger Mann.“

Wonach er ihm den Rücken zuwandte.

„Aber, Herr Bonin,“ versetzte der Jüngling mit flehendem Tone, „ich bitte Sie . . . wenn Sie wüßten . . . ich will Ihnen erklären, warum ich . . .“

„Unnöthig, unnöthig,“ rief Herr Bonin, ohne nur den Jüngling anzuschauen, „ich habe nein gesagt und dabei bleibt es; guten Abend.“

„Aber, Herr Bonin, ich beschwöre Sie, hören Sie mich doch.“

„Legen Sie sich zu Bette, junger Mann, das wird Ihnen das Blut erfrischen,“ sagte Herr Bonin zu dem Jüngling, „noch einmal, guten Abend.“

Dann wandte sich der Spielwaarenhändler an den Jäger und sagte zu ihm:

„Sie kommen im Auftrage des Herzogs?“

„Ja, hier habe ich einen Brief von meinem Herrn.“

In dem Augenblick, wo der Jäger seine Botschaft Herrn Bonin übergab, rief der Jüngling, ohne Zweifel wüthend, daß man ihn so vor Zeugen demüthigte:

„Gut, da es so ist, so werde ich Sie als einen Schurken anzeigen, Herr Bonin ... ich werde angeben, daß ich an nichts Schlimmes dachte, als ich einen Brief erhielt, in welchem man mir sagte, eine Person, welche wisse, daß mein Vater reich sei, biete mir Vorschüsse auf die Erbschaft an, die mir eines Tags zukommen werde ... ich werde sagen ...“

„Nun, nun, Sie werden sagen! was? was werden Sie sagen? So sind diese kleinen Herren,“ versetzte der Kaufmann, mit verächtlicher Sorglosigkeit die Achseln zuckend, „Sie kommen und schlagen einem vor, den Tod von Papa oder Mama zu discontiren, weil sie nicht die Geduld haben, die Erbschaft, nach der sie so lüstern sind, abzuwarten, und wenn ehrliche Kaufleute sich weigern, ihre ungeordnete Lebensweise zu begünstigen, so beleidigen sie dieselben in ihrem eigenen Hause; das kann nur Mitleid erregen.“

„Wie, Sie wagen zu sagen,“ rief der Jüngling, der immer mehr in Zorn gerieth, „Sie wagen zu sagen, Sie seien nicht der Genosse des Zufallskapitäns, der mich für hunderttausend Franken Wechsel in Blanco unterzeichnen ließ, für welche ich von ihm eine Ladung Campeche-Holz und Bärenschinken, ein Erfindungs- und Ausbeutungspatent für die Aerostats-lycophores, tau-

send Flaschen Lacrymä-Christi, zweitausend Exemplare vom Faublas, eine Abtretung von zehn Quadratmeilen Gebiet in Texas, eine Partie Straußenfedern und einen Unterpfandschein auf den Bey von Tunis erhalten haben sollte, lauter eingebildete Gegenstände und Güter, von denen ich nichts Anderes als die Sortenzettel und angeblichen Titel empfangen hatte, und die Sie mir in Bausch und Bogen für die Summe von dreißig tausend Franken wieder abkauften?"

Bei der Aufzählung dieser dem Jüngling gegebenen sonderbaren Werthe brachen der Jäger und die Soubrette in ein tolles Gelächter aus. Ich theilte ihre Heiterkeit nicht, denn ich wußte nichts von wucherischen Anlehen. Es hatte nicht den Anschein, als bemerkte der Jüngling diese unverschämte Lustigkeit; doch sein Zorn verdoppelte sich und er rief, indem er sich an den Kaufmann wandte:

„Ich sage Ihnen, daß Sie der Genosse dieses Schurken von einem Kapitän sind, Sie fühlten das wohl und schlugen mir, wie Sie behaupteten, ein besseres Geschäft vor, denn statt der angeblichen Waaren handelte es sich um baares Geld, Sie sollten mir heute zwanzigtausend Franken gegen ein von mir unterzeichnetes Blankett geben, und nun wagen Sie es, Ihr Versprechen abzuleugnen?"

„Zum letzten Male erkläre ich Ihnen, junger Mann, daß ich nie der Mitschuldige bei Ihrer tollen Verschwendung sein werde . . . Suchen Sie Papa und Mama auf. Seien Sie artig und machen Sie keinen Lärmen in meinem Laden, sonst schicke ich Laridon fort und lasse die Wache holen."

„Wenn es sich so verhält, so sollen Sie von mir sprechen hören," rief der junge Mann außer sich.

„Wann Sie wollen, bei mir ist Alles in Ordnung," erwiederte ruhig der Kaufmann, während sich der Jüngling, heftig die Thüre zuschlagend, entfernte.

„Dummkopf," sagte mit halber Stimme Herr Bonin.

Hienach nahm er aus den Händen des Jägers den Brief, den dieser in dem Augenblick, wo der Zorn des Jünglings zum Ausbruch kam, ihm zu übergeben im Begriffe gewesen war.

Je mehr ich die klare, spitzige Stimme von Herrn Bonin mit ihrem sardonischen Ausdruck hörte, desto bekannter kam sie mir vor. Vergebens suchte ich die Züge dieses Mannes zu unterscheiden; es gelang mir nicht, weil sein Kragen immer noch aufgeschlagen, sein Hut immer noch auf die Augen gedrückt war, und das Tageslicht in der Bude, in deren Hintergrund ich unbeweglich stand, immer mehr abnahm.

„Sie werden dem Herzog sagen," sprach zu dem Jäger der Spielwaarenhändler, „daß ich heute keine Zeit habe, ihn zu besuchen, um die Gegenstände, von denen die Rede ist, in Augenschein zu nehmen, er mag sie morgen Abend zwischen sieben und acht Uhr, zur Zeit meines Mittagessens, bringen oder schicken, ich werde sie anschauen und erklären, was das werth ist."

„Wie? wie?" versetzte der Jäger mit der frechen Vertraulichkeit eines Lackeien von vornehmem Hause, „so ist es nicht, der Herr Herzog erwartet, daß Sie ihn diesen Abend besuchen."

„Nun wohl! der Herr Herzog wird mich nicht sehen," antwortete Herr Bonin mit kalter Ironie, „er mag morgen zur Zeit meines Mittagessens kommen, dann wird er mich finden."

„Es ist doch ganz spaßhaft, daß ein Herzog und Pair, der Sohn eines Marschalls des Kaiserreichs, genöthigt sein soll, zu Ihren Befehlen zu stehen," sagte der Jäger, gleichsam in der Eitelkeit seines Herrn verletzt.

„Ah bah, wirklich!" rief der Spielwaarenhändler, „er muß sich dennoch diese kleine Mühe machen, da er auf den Ordensstern, auf den Degen und andere Kleinigkeiten in Diamanten seines seligen Vaters entlehnen will! Was Sie betrifft, mein Junge, glauben Sie

mir, wenn Ihr Herr Ihnen den Lohn schuldig ist, so lassen Sie sich bezahlen, er ist mit seinem baaren Gelde zu Ende . . . Bekommt das Haus Risse, so fliehen die Ratten, und sie haben eine gute Nase. Benützen Sie diese Worte . . . Guten Abend."

Der Jäger schien in der That sehr betroffen über die Rede des Spielwaarenhändlers und entfernte sich, nachdem er der Kammerjungfer ein Zeichen des Einverständnisses gemacht hatte.

Diese gab dem Spielwaarenhändler ebenfalls einen Brief und er sagte zu ihr:

„Das lasse ich mir gefallen, Deine Gebieterin ist eine Frau von Ordnung, mein Kind, sie ist gierig, sie ist geizig; sie denkt an die Zukunft, sie denkt an das Solide, obgleich sie erst achtzehn Jahre alt ist, obgleich sie schön ist wie ein Gestirn . . . Sie kennt auch ihre Familiensöhne auswendig und spottet dieser Dummköpfe nach allen Melodien, so lange sie ihre Liebhaber sind.. Laß sehen, was sie von mir will."

Hienach entsiegelte Herr Bonin den Brief.

Ich habe später seinen Inhalt erfahren und gebe denselben in seiner ganzen naiven Einfachheit mit Vermeidung einer furchtbaren Orthographie, welche zu wiederholen mir unnöthig scheint:

„Mein guter Alter,

„Der kleine Marquis will mir für sechzig tausend Franken Diamanten schenken, doch er ist für den Augenblick nicht bei Geld, sein Intendant erwartet Einnahmen in drei bis vier Monaten . . . wahre Einnahmen, dessen bin ich gewiß; doch drei Monate! . . . das ist lang . . . und dann ist haben besser als warten; . . . auch ist ein sehr reicher Russe da, von dem man mir gesprochen hat . . . Sie begreifen . . . endlich wäre es gleichsam der Abschiedspfennig des Marquis; ich habe ihm auch gesagt, daß ich die Diamanten sogleich haben wolle, und daß ich, da er kein baares Geld besitze, Jemand kenne, der ihm die sechzig tausend Fran-

ken, jedoch zu 20 Procent für sechs Monate vorausbezahlt, leihen würde.

„Dieser Jemand bin ich; doch scheinbar werden Sie es sein; ich habe meinem Agenten befohlen, für 3,200 Livres von meinen Renten zu verkaufen, Sie werden sich mit dem Intendanten des kleinen Marquis verständigen, Sie fordern einen Wechsel auf sechs Monate, und man wird glauben, Sie geben die Gelder her, die man auf ein Wort von Ihnen bei meinem Notar in Empfang nehmen kann; er ist benachrichtigt. Auf diese Art habe ich die Diamanten sogleich und gewinne 15 Procent Interessen, denn wohlverstanden, Sie erhalten 5 Procent Commissionsgebühren.

„Wenn Sie ein solides, vortheilhaftes Geschäft in den Geruch bekommen (von Spielern und Minderjährigen will ich nichts), so schreiben Sie mir, ich habe noch etwa hunderttausend Franken für ein Jahr verfügbar, denn ich trachte immer noch nach dem herrlichen Gute in Brie . . . Es ist ein großer Leckerbissen, früher oder später wird er aber doch in meinen Sack fallen.

„Vergessen Sie nicht, morgen früh zu dem Intendanten des kleinen Marquis zu gehen. Ganz die Ihrige mein guter Alter.

„Malvina Charançon."

„Und diese vortreffliche Frau ist nicht achtzehn Jahre alt!" rief der Spielwaarenhändler, nachdem er gelesen hatte. „Welch ein Kopf! welch ein praktischer Verstand für Geschäfte."

Dann sich an die Kammerjungfer wendend:

„Du sagst Deiner Gebieterin, es sei gut . . . ich werde thun, was sie verlangt! Das ist eine Person, die Dir Deinen Lohn gewiß pünktlich bezahlt?"

„Oh! mein Herr, ich glaube wohl, ich lege ihn bei ihr an . . . meine Gebieterin ist sicherer, als ein Notar."

Hienach entfernte sich die Kammerjungfer, ohne

Zweifel, um dem Jäger nachzugehen, der wahrscheinlich die Passage nicht verlassen hatte.

Es war indessen völlig Nacht geworden. Plötzlich erleuchteten blendende Gaslichter die Passage und das Innere des Spielwaarenmagazins. Der Kaufmann nahm seinen Hut ab und schlug den Kragen seines Ueberrocks nieder.

Ich erkannte meinen alten Herrn la Levrasse.

Eine Art von zurückgehender Furcht machte mich einen Augenblick beben, besonders als ich die tiefen Narben einer großen Brandwunde wahrnahm, die sich unten von der Wange bis auf die Stirne ausbreitete und ohne Zweifel von dem durch Bamboche angezündeten nomadischen Wagen herrührte; das Gesicht von la Levrasse war immer noch bartlos, bleifarbig und sardonisch. Er kam mir wenig gealtert vor, nur trug er seine Haare, statt wie früher chinesisch, nunmehr sehr kurz und bürstenartig geschnitten, was das Aussehen seiner Physiognomie wenig veränderte. Ich konnte eine gewisse Unruhe nicht überwinden, als ich ihm den Brief von Robert von Mareuil bot; doch ich hegte gegen den Henker meiner Kindheit keinen persönlichen Haß, sondern es ergriff mich nur eine Mischung von Ekel, Verachtung und Abscheu, was mir übel machte; aus einem Gefühle der Rechtlichkeit hätte ich gern diesen Elenden der ganzen Strenge des Gesetzes überliefert gesehen, doch ich hätte mich zu beflecken geglaubt, würde ich gewaltsame Repressalien gegen ihn geübt haben, welche mir bei meiner Jugend, bei meiner Kraft und Entschlossenheit leicht geworden wären.

Ehe der Laden erhellt war, hatte ich mich im Schatten in einer Art von Vertiefung, welche die Thüre der Hinterbude bildete, verborgen gehalten; la Levrasse hatte daher bis jetzt meine Gegenwart nicht wahrgenommen; als er mich sah, wich er auch einen Schritt zurück und sagte mit erstaunter, ärgerlicher Miene zu der alten Frau:

„Wo Teufels kommt er her? Er war also da? Und ich glaubte, ich wäre nur in der Familie."

„Wie?" versetzte die Alte, „Sie haben ihn nicht bemerkt? Ich dachte, Sie behielten ihn absichtlich bis zuletzt."

La Levrasse zuckte die Achseln, stampfte mit dem Fuß und sprach, indem er mich aufmerksam anschaute:

„Wer sind Sie? woher kommen Sie? was wollen Sie?"

„Mein Herr, ich habe Ihnen einen Brief vom Herrn Grafen Robert von Mareuil zu überbringen."

Bei diesem Namen prägte sich eine lebhafte Befriedigung in den Zügen von la Levrasse aus und er sagte zu mir:

„Geben Sie . . . geben Sie den Brief . . . Ich erwartete denselben heute."

Nachdem er den Brief gelesen, den ich ihm übergab und dessen Inhalt ihm ungemein zu gefallen schien, sprach er mit äußerst wohlwollendem Tone:

„Mein Junge, sagen Sie dem Herrn Grafen Robert von Mareuil, ich werde morgen, wie er es wünscht, gegen zehn Uhr bei ihm sein."

Dann öffnete mir la Levrasse sehr artig die Thüre seines Ladens und wiederholte:

„Morgen um zehn Uhr, vergessen Sie es nicht, mein Freund, werde ich bei dem Herrn Grafen Robert von Mareuil sein."

Ich verließ den Laden von la Levrasse mit neuen und mächtigen Beweggründen des Nachdenkens, der Theilnahme, der Furcht und der Neugierde; ich war beinahe gewiß, daß der Kapitän, von dem der Cul-de-jatte gesprochen, auch derselbe Kapitän sein mußte, den der Jüngling als den Mitschuldigen bei den wucherischen Anlehen des Spielwaarenhändlers betrachtete: mit einem Wort, daß es sich abermals um den Kapitän Bambochio handelte.

Was la Levrasse betrifft, den ich hier unter dem

Namen Herr Bonin als Spielwaarenhändler fand, so erinnerte ich mich nun erst, daß der ehemalige Gaukler wirklich Bonin hieß, eine Name, der zuweilen auf unsern Anschlagzetteln stand, den ich aber völlig vergessen hatte. Ich erstaunte nicht sehr über das finstere Gewerbe, das er unter dem Vorwand, Spielwaaren zu verkaufen, trieb; erst später bekam ich einen vollständigen Begriff von dieser neuen Schändlichkeit.

Welch ein seltsames, unseliges Geschick vereinigte nach so vielen Wechselfällen, nach so vielen Wanderungen diese drei Menschen — Bamboche, den Cul-de-jatte und la Levrasse.

Welch eine Gemeinschaft der Interessen hatte sie den unversöhnlichen Haß, von dem sie gegen einander beseelt sein mußten, vergessen lassen? Wie war es Bamboche möglich gewesen, auf seine Rachgier gegen la Levrasse zu verzichten.

Ich konnte nicht daran zweifeln, Bamboche war der Urheber oder der Genosse von sehr niedrigen, sehr verbrecherischen Handlungen .... Dennoch fühlte ich keine Abnahme meiner Zuneigung für ihn. Es mischte sich in diese Freundschaft eine Art von schmerzlichem Mitleid, denn ich war der Zeuge von aufrichtigen Willensäußerungen einer Rückkehr zum Guten gewesen, denen Bamboche oft gehorcht hatte; irgend eine unbestimmte Hoffnung sagte mir, mein Einfluß auf diese energische Natur würde vielleicht heilsam sein. Mein Verlangen, ihn wiederzusehen, war sehr stark, aber ich besaß genug Selbstbeherrschung, um keinen Versuch einer Annäherung zu wagen, ehe ich einen Plan des Verfahrens festgestellt, den ich in Beziehung auf die Menschen und Dinge, welche mir von Gewicht für die Interessen von Regina zu sein schienen, zu verfolgen hätte.

Zu meinem neuen Herrn zurückgekehrt, meldete ich dem Grafen Robert von Mareuil die günstige Antwort des Spielwaarenhändlers; er kam mir strahlend vor

und sein Freund Balthasar überließ sich den geräuschvollsten und excentrischsten Ausbrüchen der Freude. Er wollte durchaus an diesem Abend in die Funambules gehen, um Basquine, die er im Vertrauen bewunderte, denn er hatte sie nie spielen sehen, eine Huldigung darzubringen; Robert von Mareuil erinnerte indessen seinen Freund daran, daß ihr Abend ein ernsteres Ziel haben müßte, und der Dichter vertagte seufzend sein Vorhaben.

Nach ihrem frugalen Mahle, dessen Abhub mir genügte, sagten mir meine Herren, es wäre unnöthig, sie zu erwarten, forderten mich auf, zu Bette zu gehen, und fügten bei, sie würden mich bei ihrer Rückkehr wecken, wenn sie etwas brauchten.

Vor seinem Abgang befahl mir Robert von Mareuil, seinen Koffer und seinen Nachtsack zu öffnen, um die darin enthaltenen Effecten in Ordnung zu bringen.

Dieses Geschäft war bald abgethan, denn es ließ sich nicht leicht eine minder zahlreiche und mehr ermüdete Garderobe sehen, als die des Grafen Robert. Der einzige Luxusgegenstand, den ich bei diesem Inventar fand, war ein schönes Schreibenecessaire von russischem Leder, mit einem silbernen Schlosse, dessen Schlüssel ohne Zweifel Robert von Mareuil besaß.

Während ich in diesem Zimmer hin und herging, gewahrte ich einen Gegenstand, der mir Anfangs nicht aufgefallen war.

Ich bemerkte in dem Verschlage, der das Zimmer meiner Herren von dem trennte, welches ich bewohnen sollte, eine Art von kreisförmigem Plackwerk von ungefähr sechs Zoll im Durchmesser und drei Schuh hoch über dem Boden.

Durch diese Mauer war offenbar ursprünglich eine Ofenröhre (ohne Zweifel dazu bestimmt, das Zimmer in welchem ich schlafen sollte, zu erheizen), gegangen, welche sich, einen Winkel bildend, durch den Kamin des anstoßenden Zimmers verloren hatte.

In dem von meinen Herren bewohnten Zimmer verbarg die Tapete die Spuren hievon; doch in der Stube, in der ich schlief, hatte man sich nicht die Mühe genommen, sie zu verkleiden.

Es kam mir nun ein, ich muß es gestehen, an und für sich tadelnswerther Gedanke, den indessen die wachsende Furcht rechtfertigte, welche mir die seltsamen Verbindungen von Robert von Mareuil und das einflößten, was ich von seinen Absichten auf Regina hatte ergründen können.

Wenn ich auf der Seite des anstoßenden Zimmers die Papiertapete ließ, welche den ehemaligen Gang der Röhre bedeckte, aber auf meiner Seite das Material wegnahm, das denselben versperrte, so konnte ich kein Wort von meinen Herren verlieren, selbst wenn sie mit sehr leiser Stimme gesprochen hätten ..... Um die Oeffnung dieses akustischen Ganges zu verkleiden, nahm ich hinter dem Speiseschrank ein Stück Tapete und befestigte es sorgfältig an der Stelle des Plackwerkes in meinem Zimmer.

Ich zögerte, ehe ich mich entschloß, diesen Mißbrauch des Vertrauens zu begehen; ich fragte mich ernst und streng, welchem Beweggrunde ich gehorchte, welches Ziel ich vor Augen hätte, und endlich, ob mich eine absolute Nothwendigkeit so zu handeln berechtigte.

Auf diese Fragen, welche ich mir ganz aufrichtig stellte, antwortete ich Folgendes:

Der Beweggrund, dem ich gehorche, ist die unbegrenzte Ergebenheit, die eine ebenso leidenschaftliche, als ehrfurchtsvolle und uneigennützige Liebe einzuflößen vermag, eine Liebe, die derjenigen, welche sie einflößt, stets unbekannt sein muß und sein wird.

Das Gute, das ich im Auge habe, ist, so weit es meine untergeordnete Lage erlaubt, ein edles junges Mädchen, das ich bedroht glaube, bedroht *fühle*, zu beschützen und zu vertheidigen.

Die Nothwendigkeit, die mir die Verpflichtung, zu handeln, wie ich handle, auferlegt, ist absolut: ich habe kein anderes Mittel, mich der wahren Absichten von Robert von Mareuil zu versichern, und überdies .... ich rufe den Himmel zum Zeugen an ..... ist mein Verdacht nicht gegründet, erkenne ich die Rechtschaffenheit des Characters dieses jungen Mannes, werden seine Pläne, seine Hoffnungen von Regina getheilt, so werde ich, so schmerzhaft mir auch dieser Entschluß sein mag, ebenso eifrig die Pläne von Robert von Mareuil unterstützen, als ich im entgegengesetzten Fall feindselig gegen sie gewesen wäre.

Endlich, nachdem ich als letzte Prüfung mich in meiner Seele und in meinem Gewissen gefragt hatte, ob meine Handlung von Claude Gérard, dessen Sanction ich stets meine Handlungen geistig unterwarf, gebilligt worden wäre, entschloß ich mich.

Nach Verlauf einer halben Stunde bestand eine völlig verkleidete akustische Verbindung zwischen dem anstoßenden Zimmer und dem meinigen. Die Töne kamen so deutlich zu mir, daß ich, als ich Feuer im Kamine des von meinen Herren bewohnten Zimmers angezündet hatte, vollkommen das leichte Geknister des Holzes hörte, obgleich die Thüre geschlossen war.

Hienach erwartete ich voll Ungeduld die Rückkehr von Robert von Mareuil, indem ich mich auf der Bärenhaut ausstreckte, die mir Balthasar großmüthig zugeschieden hatte, wobei mein Kopfkissen dem Verbindungsgange, den ich gemacht hatte, zugewendet war.

Dreizehntes Kapitel.

Die Unterredung.

Nach zwei bis drei Stunden kehrten Robert von Mareuil und Balthasar zurück, durchschritten rasch die Stube in welcher ich, scheinbar in tiefen Schlaf versunken, lag, und schloßen sich in dem anstoßenden Zimmer ein. Beinahe in demselben Augenblick hörte ich das Geräusch eines Stuhles, der im Zorn umgeworfen wurde.

Ich näherte mein Ohr dem akustischen Gange, der unmittelbar an meinem Kopfkissen angebracht war, und belauschte folgende Unterredung:

„Ruhig, Robert!“ sagte der Dichter in einem Tone liebevollen Vorwurfs, „Ruhe . . . . Muth gefaßt . . . es ist noch kein Grund zur Verzweiflung vorhanden.“

„Alles ist verloren,“ rief Robert von Mareuil, der mit großen Schritten auf und abging und wüthende Verwünschungen murmelte.

„Nein, es ist nicht Alles verloren, da noch nichts geschehen ist,“ versetzte Balthasar; „und welchen Glauben darf man diesen Gerüchten schenken? Auf, Robert, sei nicht selbstsüchtig, Du weißt wie sehr ich jede Betrübniß hasse, und nun kommst Du und zerreißest mir das Herz mit Deiner Verzweiflung.“

Nach kurzem Stillschweigen sprach Robert von Mareuil:

„Höre, Balthasar, nur Du bist mein Freund . . . Alle diejenigen, welche ich zur Zeit meines Wohlstandes zusammenhäufte, —“

„Haben sich, als der Nordwind des Ruins kam, mit vollem Flügelschlage davon gemacht, wie die Zugvögel beim Herannahen des Winters! . . . . . Du wunderst

Dich hierüber?" sagte der Dichter, „wozu hat es Dich dann genützt, daß Du ein Pariser Leben führtest? Vergiß Alles dies; was vergangen ist, ist vergangen, laß uns als alte Schulfreunde von der Gegenwart sprechen."

„Ja," versetzte Robert voll Bitterkeit, „nun komme ich zu Dir zurück. So lange ich reich war, habe ich Dich im Stiche gelassen."

„Einen Augenblick!" rief Balthasar, „ich habe Dich verlassen, als ich sah, daß Du im Aufschwung begriffen warst. Ich frage Dich ein wenig, was für eine Figur ich in Deiner Welt gespielt hätte, mit meinen armseligen 1200 Franken Rente und mit meiner Wasserscheu der Arbeit und der Reimerei. Doch ich vergaß Dich deßhalb nicht, ich sah Dich fünf oder sechsmal in Deiner schönen Equipage, Du fuhrst über das Boulevard wie ein glänzendes Meteor . . . . . . Ich grüßte Dich mit der Hand, und obgleich Meteor hieltst Du an, stiegst aus und sprachst mit mir; das war unerschrocken von Deiner Seite, denn ich trug schwarze wollene Strümpfe, Schnürstiefeln und einen grauen Hut in jeder Jahreszeit. Es mußte wenig schmeichelhaft für Dich sein, daß man mich im Gespräch mit Dir erblickte; doch . . ."

„Balthasar! . . . ."

„Gestehe diese Kleinigkeit, ich werde Dir eine andere gestehen . . . . Ich wäre sehr stolz darauf gewesen, wenn man mich mit einem so eleganten jungen Mann, wie Du warst, hätte plaudern sehen, doch nie sah mich einer von meines Gleichen in Schnürstiefeln mit Dir reden. Laß uns im Ernste sprechen; wir gehorchten unserem Geschick: Du hast Dich belustigt wie ein Gott, ich habe Reime geschmiedet wie ein Teufel, und wir finden uns nun wieder zusammen, ich mit einigen tausend Versen mehr, Du mit einigen tausend Louis d'or weniger, was unser Vermögen gleich macht. . . . Nur bin ich sehr glücklich bei meinem Schicksal;

durch die Arbeit lebe ich acht bis zehn Stunden täglich in der Zauberwelt der Einbildungskraft; die übrige Zeit .... hoffe ich .... was sage ich Dir? ... ich lebe in der Gewißheit, eines Tags, früher oder später, morgen vielleicht, in einem vollen Pactolus zu schwimmen, das schwöre ich beim Styx und bei dem Kopfe meiner Buchhändler. Nun bin ich der Reiche, der Glückliche, der Millionär, und bei Gott, ich lasse Dich nicht so verzweifeln .... Diesen Morgen warst Du Feuer und Flamme, nun bist Du Schnee und Reif, warum? wegen einer Nachricht, die, wenn sie wahr wäre, sich darauf beschränkte, daß sich vielleicht ein Hinderniß auf Deinem Wege fände. Gehe doch, Robert, ich erkenne Dich nicht mehr."

„Ich auch nicht," versetzte der Graf sehr niedergeschlagen. „Ah! das Unglück macht, daß man an Allem zweifelt ...."

„Weißt Du, wohin man mit dieser Entmuthigung geräth?" rief der Dichter.

Dann sich unterbrechend, fügte er mit einem ernsten, innigen Tone, den man selten bei ihm wahrnehmen konnte, bei:

„Höre, Robert, wenn ich glaubte, Du wärest fähig, von sehr wenig bis zu dem Augenblick zu leben, wo Du durch Deine alten Bekanntschaften und durch einige Familienprotectionen eine mäßige Anstellung bekommen könntest, so würde ich Dir sagen: die Zukunft beunruhige Dich nicht, theile mit mir das übermäßig Wenige, wovon ich lebe; ehe ein paar Monate vergehen, wirst Du in irgend einer Ecke mit einem guten Plätzchen von zwölf bis fünfzehnhundert Franken eingeschachtelt sein; allerdings eine bescheidene Lebenslage, aber eine sichere; dann ...."

„Höre mich ebenfalls, Balthasar," sprach Robert seinen Freund unterbrechend: „im Luxus und im Müssiggang erzogen, habe ich die Gewohnheit angenommen, alle kostspielige Neigungen, alle Launen eines verschwen-

derischen Ueberflusses zu befriedigen. Ich bin unwissend, träge und stolz ..... Ich liebe im Reichthum nicht allein die Vergnügen, die er gibt, sondern auch alle Genüsse, die der Stolz daraus zieht; mit einem Worte, ich liebe es ebenso sehr, meinen Rang zu genießen, als ihn zu behaupten, denn ich glaube, mit Recht oder mit Unrecht, daß ein Mann von meiner Geburt anders leben muß, als ein Anderer, daß er seinen Namen auf eine glänzende Weise tragen und vertreten muß; deshalb habe ich, so lange ich konnte, das Leben eines vornehmen Herrn geführt. Zu dieser Stunde bin ich zu Grunde gerichtet, mit Schulden belastet, und ich sage es Dir gerade heraus, ich bin und fühle mich unfähig, meinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu gewinnen . . . Zu welcher Arbeit wäre ich auch geeignet? Zu keiner. . . . Zugegeben auch, der Zufall oder eine allmächtige Protection würden mir eine Anstellung, nicht von zwölf bis fünfzehn hundert Franken, sondern von zwölf bis fünfzehn tausend Franken jährlich zuwenden . . ."

„So etwa den Gehalt eines Präfecten, eines Generallieutenants, eines Bischofs, oder eines Rathes beim königlichen Gerichtshofe," sagte Balthasar.

„Nun wohl, abgesehen von der Demüthigung, welche darin besteht, daß man *einen Platz* hat, das heißt den Befehlen von irgend Jemand untergeordnet ist . . . . was Teufels soll ich mit zwölf bis fünfzehn tausend Franken jährlich machen, ich, der ich mich an ein Leben von wenigstens hundert tausend Livres gewöhnt habe! Was ich Dir hier sage, kommt Dir vielleicht albern vor, und dennoch ist es die Wahrheit."

„Ich glaube Dir, Robert, was Teufels solltest Du mit zehn bis zwölf tausend Franken jährlich machen? . . . . Im Ernste, sehr im Ernste gesprochen, halte ich Dich für unfähig, mit weniger als sechzig tausend Livres Renten jährlich mindestens leben zu können, und dabei müßtest Du Dich noch sehr einschränken, wärest Du *sehr beengt*; Du hast mir das einmal ganz ma-

thematisch bewiesen; ich werde mich stets Deines sehr begründeten Budget erinnern; erlaube, daß ich es Dir wiederhole: „„1) Sagtest Du mir, man kann nicht zu Fuße gehen, setzen wir acht bis zehn tausend Franken für meinen Stall. 2) Die Frauen der vornehmen Welt fordern eine ermüdende Aufmerksamkeit, man muß eine Geliebte anderswo suchen, und das Wenigste, was man einem Mädchen, das einiger Maßen nach der Mode ist, geben kann, sind fünfzehn hundert Franken monatlich, ohne die Geschenke. 3) Man kann nicht im Wirthshause zu Mittag speisen, ohne eine Rechnung von dreißig bis vierzig Franken zu bekommen, wenn man ein wenig bei den Kellnern angesehen und mit Achtung von ihnen behandelt werden will. Man muß auch vierzig bis fünfzig Franken für eine Loge der Vorbühne rechnen, um seine Maitresse dahin zu schicken, was mit dem unerläßlichen, täglichen Strauße und dem Mittagsbrode beim Restaurant sich auf ungefähr hundert Franken täglich beläuft. Füge dem bei: die Miethe einer bequemen Wohnung, die Unterhaltung, das Unvorhergesehene, die Abendbrode, die Geschenke für meine Maitressen, die Untreuen, die Phantasien, das Spiel, die Wetten bei Pferderennen, und Du wirst sehen, daß ein Mann von einem gewissen Rang, schlecht gerechnet, nicht mit weniger als mit achtzig oder hundert tausend Franken jährlich leben kann, aber wirklich nicht leben kann, abgesehen von etwa hundert tausend Franken für die erste Einrichtung, und dabei muß er noch als Junggeselle leben, ohne ein Haus zu machen.““

„Es ist wahr,“ sprach Robert mit einem bittern Seufzer, „ja, ich fordere einen Mann, wie er sein soll, auf, in Paris mit weniger zu leben, wenn er seinen Rang behaupten will.“

„Du bist der Wahrheit näher als Du glaubst. Vielleicht, Robert, denn Du sagst, Du könnest nicht mit weniger leben, und ich lege Dir dieses Budget vor die Augen, um die Summe Deiner Bedürfnisse herauszu-

stellen, vielleicht ist für Dich der Ueberfluß nunmehr zu einem chronischen Zustande übergegangen und so nothwendig für Dich geworden, daß, wenn er Dir zu lange fehlen sollte . . . ,"

„Ich mich tödten würde," sprach Robert mit kaltem Tone.

Diese Worte wurden so entschlossen von dem Grafen gesprochen, daß ich nicht daran zweifelte, er sage die Wahrheit. Der Dichter theilte meine Ueberzeugung, denn nach kurzem Stillschweigen fuhr er fort:

„Ja, ich glaube Dir, Du würdest Dich tödten. Ich sagte Dir auch, Du könnest nicht mit weniger als mit sechzig tausend Franken leben . . . ja, ich begreife das, ich, der ich mit meinen zwölf hundert Franken lebe, denn man muß seine Freunde nehmen, wie sie sind . . . . . Statt einäugig oder buckelig zu sein, hast Du das Gebrechen des Ueberflusses, das ist ganz einfach. Doch Du sollst Dich nicht entmuthigen lassen, weil Du, wenn Du Dich entmuthigen läßt, eine Heirath von hundert oder hundert fünfzig tausend Livres Renten verfehlst, und Dir aus Verzweiflung die Hirnschale zerschmetterst. Den Teufel! ich will nicht, daß Du Dir die Hirnschale zerschmetterst, ich will im Gegentheil, daß Du Fräulein Regina von Noirlieu heirathest, welche wenigstens dreifache Millionärin ist . . . . und Du wirst sie heirathen . . . . Die Hindernisse besiegen wir . . . . ich stelle mich in dieser Hinsicht ganz zu Deiner Verfügung . . . und da das, was ich am Klarsten an Gütern besitze, meine Einbildungskraft ist, so mache ich Dir namentlich meine Einbildungskraft und meine lange Erfahrung in der Intrigue dienstbar, in der dramatischen Intrigue nämlich, denn ich habe hier zwölf völlig jungfräuliche Schauspiele oder Lustspiele . . . . Wenn Du mir nun glauben willst, so fangen wir damit an, daß wir Deine Lage, die von Regina und den Charakter der Leute, welche an der Handlung Theil nehmen sollen, genau zusammenfassen . . . . . Entwirren wir

zuerst Alles dies, gerade als ob von einem zu dichtenden Drama die Rede wäre. Ist dies genau herausgestellt, so werden wir Rath schaffen. Denke Dir, ich sei Dein Mitarbeiter und wir entwerfen den Plan zu einer hohen Komödie, oder vielleicht sogar zu einem Drama .... Laß hören, vor Allem den Namen der Schauspieler... Was die Frauen betrifft, so haben wir Regina von Noirlieu .... Bis jetzt ist das Alles."

„Das ist Alles," sagte Robert.

„Gut .... Nun die Männer: zuerst Du, Robert von Mareuil, der Baron von Noirlieu, Vater von Regina, der Graf Duriveau, und..."

„Und der Prinz von Montbar," rief Robert voll Bitterkeit; „diesen verfluchten Prinzen meinte ohne Zweifel Martin, denn der Prinz ist sehr jung, sehr hübsch, und kommt oft zu dem Baron."

Die Worte von Robert von Mareuil rechtfertigten meinen Verdacht; ich konnte beinahe nicht mehr zweifeln: der Unbekannte aus der Schenke zu den Drei Fässern hieß Prinz von Montbar."

Balthasar fuhr, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fort?

„Sind das alle unsere Schauspieler?"

„Ja, alle, und Gott verdamme mich, es sind ihrer nur zu viel," erwiederte Robert.

„In Beziehung auf die kleinen Rollen vergessen wir unsern Anti-Frontin," sagte Balthasar. „So dumm er ist, so kann er uns doch nützlich sein. Haben Dich nicht die Mittheilungen, die er Dir diesen Morgen gemacht, Duriveau und dem Prinzen von Montbar auf die Spur gebracht?"

„Es ist wahr ...

„Fügen wir also Martin, den Lackei von Robert von Mareuil bei (Du wirst sehen, daß mein Verfahren, obgleich sonderbar, doch nicht schlecht ist) ... Die Scene spielt in Paris ... Werfen wir nun einen raschen Blick auf die Vorscene."

„Laß die Tollheiten," rief Robert ungeduldig.

„Tollheiten . . . erfahre also, daß man Vorscene die Ereignisse nennt, welche dem Augenblick vorhergegangen sind, wo die Handlung beginnen soll . . .*). Mit anderen Worten, um klar bei unseren Angelegenheiten zu sehen, wollen wir kurz Deine Lage bis auf diesen Tag in Beziehung auf Regina zusammenfassen. Einige von Deinen vertraulichen Mittheilungen datiren von lange her, ich kann gewisse Umstände vergessen haben . . . berichtige meine Erinnerungen, wenn sie mangelhaft sind . . . erleuchte mich über das, was ich nicht weiß . . . um für Alles vorherzusehen, muß man Alles wissen . . . und ich glaube, daß ich nicht Alles weiß."

„Nein," erwiederte Robert von Mareuil etwas verlegen.

„Du wirst mich unterrichten, wie sich die Thatsachen bieten," sagte Balthasar. „Nun zu unserer Vorscene. Du wurdest mit Regina erzogen, deren Verwandter Du bist . . . Auf diese kindische Freundschaft folgte eine Gewohnheit vertraulichen Verkehrs zwischen Euch, welche, als Ihr größer wurdet, sich in Liebe verwandelte . . . Ist es so?"

„Ja, zärtliche, leidenschaftliche Liebe bei mir," antwortete Robert, „doch kalt, ernst und zurückhaltend bei Regina."

„Sehr gut . . . So erreichtet Ihr, sie ihr sechzehntes Jahr, Du Dein achtzehntes oder neunzehntes," fuhr Balthasar fort; „Ihr saht Euch auch so oft, als es Eure Familienverhältnisse gestatteten, und liebtet Euch fortwährend, sie mit einer keuschen Kostschülerinliebe, Du mit der reinen Liebe des Zöglings eines Collegs. . . . Ihr verspracht Euch auch, wie das so unter Un-

---

*) Der Ausdruck Vorscene (l'avant-scène) ist nicht zu verwechseln mit dem, was man in Deutschland Vorspiel nennt. Der Uebers.

schuldigen geschieht, Euch immer zu lieben . . . nur einander anzugehören."

„Doch unter einer Bedingung," sagte Robert.

„Unter welcher Bedingung? . . . Du hast nie hievon gesprochen."

„Regina schwur mir, nie einem Andern zu gehören, als mir," erwiederte Robert von Mareuil, „doch unter der Bedingung, daß ich eines Tags das Andenken ihrer Mutter rächen würde . . ."

„Ihre Mutter rächen, warum?" fragte Balthasar immer mehr erstaunt, „sie rächen, wie?"

„Regina erklärte sich nicht weiter . . . später sollte sie ihre Mittheilung vervollständigen . . . doch wir wurden in Folge eines Bruches zwischen unsern zwei Familien getrennt. Höre nun, was Du nicht weißt, Balthasar," sprach Robert von Mareuil: „bei unserer letzten Zusammenkunft sagte Regina mit feierlichem Tone zu mir: „„Man trennt uns, doch man kann unsere Herzen nicht trennen. Ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie, Robert, weil ich Sie seit meiner Kindheit kenne, weil ich glaube, daß Sie ein edles Herz, einen großmüthigen Charakter besitzen, weil Sie endlich geschworen haben, mir eines Tags beizustehen, um das Andenken meiner unwürdig verleumdeten Mutter zu rächen, wiederherzustellen . . . Reisen Sie also, Robert, da es sein muß; doch ich schwöre Ihnen bei der heiligen Erinnerung an meine Mutter, Zeit und Entfernung werden mich nie das feierliche Versprechen, das ich Ihnen heute geleistet, das Versprechen, nur Ihnen zu gehören, vergessen lassen . . . An dem Tage, wo ich den Augenblick für günstig halte, werde ich Ihnen sagen: kommen Sie . . . und Sie werden kommen, ich weiß es.""

„Diese Sprache ist rührend . . . dieses Versprechen ist feierlich," sagte Balthasar sehr bewegt, „und bei ihrem festen, rechtschaffenen, ritterlichen Charakter wird Regina offenbar halten, was sie versprochen hat."

„Oh! es muß wohl sein," rief Robert mit einem gewissen bittern Aerger, „meine Zukunft beruht auf dieser einzigen Hoffnung."

Balthasar schwieg einige Augenblicke.

„Was hast Du?" fragte ihn Robert von Mareuil.

„Wahrhaftig," versetzte der Dichter mit innigem Tone, „Regina ist ein edles Geschöpf; .. doch kehren wir zu der Vorscene zurück. Der Baron führt seine Tochter nach einem Gute in Berri, wo sie mit ihm wohnen soll. Du vergissest schnell Deine erste Liebe, lebst getreu dem Budget, dessen Zahlen Du mir genannt hast, und verwendest lustig darauf das Vermögen, das Dir Dein Vater hinterlassen . . . Alles hat ein Ende, selbst die Erbschaften . . . Dein Vermögen geräth auf das Trockene, die Anlehen erreichen ihr Ziel, Du erfährst, daß Regina durch eine unvorhergesehene Erbschaft ungefähr drei Millionen reich geworden ist; Du erinnerst Dich sodann des feierlichen Versprechens Deiner Jugendfreundin . . . Sage mir nun offenherzig: fühlst Du Dich ganz und gar befreit von jeder vergangenen oder zukünftigen Leidenschaft für Regina? Das Spiel spielen, das Du spielen willst, erfordert Kaltblütigkeit, . . . ich sage sogar, es bedarf dazu des unbeugsamen Egoismus des Geschäftsmannes, denn Du darfst Dir nicht verleugnen, es ist ein Geschäft, ein vortreffliches Geschäft, was Du machen willst . . . nichts mehr, nichts weniger . . . gelingt es Dir, so werde ich Dir später meine persönliche Meinung hierüber sagen."

„Wie?" rief Robert, „erkläre Dich."

„Wir sprechen jetzt aus dem dramatischen Gesichtspunkte und nicht aus dem moralischen, verzeihe mir das Wort. Eine schwierige, beinahe verzweifelte Lage (das ist die Deinige) und Charaktere sind gegeben, bemühen wir uns nun, die Mittel zu finden, um diese teuflische Lage glücklich zu lösen . . . Hiebei suchst Du, ich wie-

derhole es Dir, ein vortreffliches Geschäft zu machen, ich suche eine Intriguenkomödie zu machen ... Es ist also nicht von Moral hiebei die Rede."

„Findest Du, daß ich auf eine unredliche Weise handle?" rief Robert.

„Gehe doch! ... Du bist zu Grunde gerichtet ... mit Schulden überlastet ... Ein hübsches, junges, reiches Mädchen hat Dir versprochen, Dir zu gehören, Du kommst und verlangst, daß es sein Versprechen halte. Von hundert Personen würden neun und neunzig und eine halbe handeln, wie Du handelst. ... Sei also unbesorgt, vom Gesichtspunkte der Welt betrachtet bist Du rein, fleckenlos wie das Osterlamm."

„Doch nach Deiner Ansicht?"

„Nach meiner Ansicht?"

„Ja ..."

„Neugieriger!"

„Sei offenherzig, Du würdest nicht handeln wie ich, Balthasar."

„Vielleicht ..."

„Du tadelst mich?"

„Ich unterstütze Dich, weil es sich für Dich, wie ich wohl weiß, um eine Lebensfrage handelt," sprach Balthasar mit ernstem Tone.

„Du tadelst mich und unterstützest mich; warum dieser Widerspruch?"

„Ein Widerspruch?" rief der Dichter, der nun wieder zu seiner guten Laune zurückkehrte, „im Gegentheil, es ist eine Verschmelzung, ein vollkommener Einklang ... Wenn ich tadle, gehorche ich meiner persönlichen Meinung: wenn ich Dich unterstütze, theile ich die Meinung der Mehrzahl."

„Stets bizarr."

„Was willst Du, Robert, ein Dichter ist etwas so Drolliges."

Obgleich sie passiv war, wußte ich Balthasar doch Dank für die Protestation gegen die Pläne von Robert

von Mareuil; ich hörte das Ende der Unterredung meiner zwei Herren mit wachsender Unruhe an.

„Fahren wir in unserer Auseinandersetzung fort," sagte Balthasar. „Indem Du die unerwartete Erbschaft erfährst, welche Regina gemacht, erfährst Du zugleich auch, daß sie bei ihrem Vater sehr unglücklich ist, denn sie ist, wie man sagt, nicht seine Tochter . . . Obschon Jahre seit dieser Entdeckung vorübergegangen sind, hat doch der Baron den komisch-ehelichen Vorfall so tragisch genommen, daß seine Menschenfeindlichkeit in Irrsinn übergehen soll . . . was die Lage seiner Tochter völlig unerträglich macht, besonders seitdem sie der Baron nach Paris zurückgeführt hat . . . Dies Alles scheint Dir von Deiner guten Fee gewoben zu sein; ein geplagtes junges Mädchen ist halb entführt . . . Du aber hast im Sinne, Regina zu entführen, überzeugt, daß ihr Vater sie Dir aus hundert Gründen nicht zur Ehe geben würde. Dieser Entführungsplan ist nicht unvernünftig; Du hast den Schwur der ritterlichsten der Jungfrauen; nur hat sie noch nicht gesagt: „„Komm!"" doch gleichviel, Du erscheinst dennoch, um ihren Wünschen zuvorzukommen; so triffst Du in Paris ein, in der Absicht, eine regelmäßige Belagerung bei Regina und ihren Millionen vorzunehmen . . . So weit waren wir wenigstens diesen Mittag um zwölf Uhr. Diesen Abend vervollständigt ein neuer Vorfall die Vorscene: Du erfährst beinahe aus sicherer Quelle, daß Du zwei Mitbewerber um die Hand von Regina hast; der Eine, von dem Baron angenommen, ist der Herr Graf Duriveau, ein Witwer, ein gemeiner, bereicherter, entschmutzter Mensch . . . Der andere Bewerber . . . wie man sagt von Regina angenommen, welche in diesem Fall ihren Schwur vergessen hätte, ist der Prinz von Montbar, ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, schön wie der Antinous, edel wie ein Montmorency, von ausgezeichneter Stellung in der Gesellschaft, geistreich und wohlhabend; ich habe, glaube

ich, wenigstens von dem, was ich weiß, nichts vergessen."

„Nichts," sagte Robert von Mareuil.

„Was die Dinge betrifft, welche ich nicht weiß, so bedenke, ob Du es für geeignet erachtest, mich zu dieser Stunde darüber zu belehren."

Nach kurzem Stillschweigen antwortete Robert von Mareuil mit etwas verlegenem Tone:

„Ich sagte Dir diesen Morgen, ich käme von der Bretagne, von dem Schlosse des Marquis von Kerouard, bei dem ich eine Zufluchtsstätte gegen meine Gläubiger gesucht hätte."

„Nun?"

„Diesen Morgen habe ich das Schuldgefängniß verlassen, in welchem ich mich seit dem Monat Januar befand."

„Du im Gefängniß ... und ich habe nichts davon erfahren!" rief Balthasar im Tone des Vorwurfs.

„Ich wollte das so viel als möglich geheim halten, und es ist mir, glaube ich, auch gelungen. Ich wurde in dem Augenblick verhaftet, wo ich von einer Reise von ein paar Tagen zurückkam, die ich unternommen, um meine Gläubiger von der Fährte abzubringen."

„Aber Deine Schulden sind beträchtlich, wer hat sie denn bezahlt?"

„Sie sind nicht bezahlt ..."

„Wer hat Dich aus dem Gefängniß herausgelassen?"

„Meine Gläubiger."

„Deine Gläubiger!"

„Sie erleichterten mir sogar die Mittel, ein neues Anlehen bei dem Spielwaarenhändler zu contrahiren, an den ich diesen Morgen geschrieben habe."

„Das grenzt an's Wunderbare."

„Und dennoch kann nichts einfacher sein; ich überzeugte meine Gläubiger, daß sie nichts von mir zu erwarten hätten, wenn sie mich gefangen hielten, wäh-

rend sie, wenn sie mich in Freiheit setzten und mir sogar einige unerläßliche Fonds verschafften, eine reiche Heirath, die ich im Auge hätte, möglich machen würden."

„Ich begreife."

„Sie haben indessen ihre Sicherheitsmaßregeln genommen .... Ich erneuerte, ehe ich das Gefängniß verließ, alle meine Wechsel auf drei Monate ... Ich bin überwacht. Findet die Heirath statt, so werden sie bezahlt; ... findet sie nicht statt .... Doch wozu diese Hypothese? Entgeht mir die Heirath ... so ist mein Entschluß gefaßt."

„Nun, da ich Alles weiß, was Du wagst, Alles, was Du gelitten hast," rief der Dichter, „sage ich Dir, daß Du, wenn Du dieses edle Mädchen, wie ich hoffe, heirathest, dasselbe nothwendig abermals anbeten mußt, und wäre es nur aus Dankbarkeit."

„Ich glaube es wie Du ... Regina wird mich aus einer verzweifelten Lage gerissen haben ... Doch zu dieser Stunde bin ich zu sehr mit Ungewißheiten, mit Befürchtungen vollgepfropft, um an die Liebe zu denken."

„Ich liebe diese Offenherzigkeit und glaube Dir; das verdoppelt meinen Eifer ... Wie die Sache steht, ist das Erste, was Du zu thun hast, daß Du Regina wiedersiehst ... Daß sie die Bewerbungen des Grafen Duriveau angenommen hat, ist unmöglich, daß sie die des Prinzen von Montbar angenommen, ist nicht sehr wahrscheinlich ... Sie hat Dir einen Schwur gethan .... Du hast sie desselben nicht entbunden, und bei ihrem Charakter kann sie nicht meineidig werden."

„Ich befürchte nur, das Gerücht von meinen Verschwendungen, von meinem Ruin, und vielleicht sogar von meiner Einkerkerung könnte bis zu ihr gedrungen sein."

„Was ist daran gelegen, wenn Dich Regina immer noch liebt?" sagte Balthasar zu Robert von Mareuil.

„Die Liebe ist nachsichtig, und dann wirst Du Dich, um Dich über eine zu grausame Trennung zu betäuben, köpflings in diese ganze verschwenderische Lebensweise geworfen haben. Ich wiederhole . . . . liebt sie Dich immer noch, so ist das Uebrige von keiner Bedeutung.“

„Morgen werde ich übrigens erfahren, ob sie mich liebt.“

„Morgen?“

„Geht sie nicht mit ihrem Vater und dem Grafen Duriveau in das Museum? Begegne ich nur einem Blicke von Regina, so kenne ich mein Schicksal . . . . Bei ihrem Stolze, bei ihrer Offenherzigkeit wird es ihr unmöglich sein, zu heucheln, sich zu verleugnen . . . . Ich kenne sie, der Eindruck auf ihrem Gesichte wird mir Alles sagen.“

„Du hast Recht, ehe wir etwas combiniren, müssen wir den Erfolg Deines Zusammentreffens morgen abwarten.“

„Und wenn meine Hoffnungen getäuscht werden?“ rief Robert von Mareuil. „Und noch . . . nein . . . nein . . .“ fuhr er fort, und ich hörte wie er seinen Stuhl heftig zurückstieß, aufstand und unruhig hin und herging. „Nein, schon bei diesem Gedanken allein habe ich die Hölle im Herzen.“

„Ruhig, Robert, ruhig,“ sagte Balthasar erschüttert; „in der That, Du erschreckst mich . . . Du bist bleich, Deine Augen sind mit Blut unterlaufen . . . . Komm an das Fenster, athme ein wenig frische Luft ein . . . dieses Zimmer ist klein . . . man erstickt. Beruhige Dich, erhole Dich . . . Deine Nerven sind diesen Abend teufelmäßig aufgeregt.“

Ich hörte das Fenster öffnen und Robert beinahe in demselben Augenblick, während er sich dem Kreuzstocke näherte, zu Balthasar sagen:

„Du hast Recht . . . mein Kopf steht in Flammen; die Luft wird mir wohl thun, wird mich beruhigen . . . Und dann werde ich Dir mit Ruhe, aber zugleich mit

Bestimmtheit erklären, daß ich, wenn Regina meine Hoffnungen täuschte, entschlossen bin, zu . . ."

Die Stimme von Robert von Mareuil wurde immer schwächer, je mehr er sich dem Fenster näherte; es war mir unmöglich, das Ende seines Satzes zu hören.

Doch die Stimme von Balthasar, der sich ohne Zweifel plötzlich vom Fenster zurückgezogen hatte, gelangte nach einigen Augenblicken wieder zu mir, nicht mehr freudig oder durch liebevolle Theilnahme bewegt, sondern fest, streng, beinahe entrüstet.

„Ich glaube Dir nicht," sagte er zu Robert von Mareuil, „ich will Dir nicht glauben."

„Höre mich, Balthasar."

„Ich sage Dir, Robert, daß Du Dich verleumdest . . . denn Du bist einer so schwarzen Handlung nicht fähig. Der unwürdigste Verrath von Fräulein Regina von Noirlieu würde Dich nicht entschuldigen!"

„Entschuldigt nicht die äußerste Noth, zu der ich gebracht wäre, Alles?" rief Robert; „vergissest Du meine Lage?"

„Ich vergesse sie so wenig, Robert, daß diese Lage allein in mir die Bedenklichkeiten, von denen ich nicht sprechen will, zum Schweigen bringen kann . . . und das ist schon viel . . . . doch weiter gehen . . . nie, trotz meiner alten Freundschaft für Dich, trotz meiner Ergebenheit, an der Du zu zweifeln nicht berechtigt bist; nie in meinem Leben würde ich Dich wiedersehen, wenn . . ."

Robert von Mareuil unterbrach den Dichter durch einen Ausbruch gezwungenen Gelächters, das mir beinahe krampfhaft vorkam, und rief mit einer Heiterkeit, die mir eben so geheuchelt dünkte als sein Lachen:

„Wie, Du unschuldiger, dramatischer Dichter, Du allzu naiver Mitarbeiter, erinnerst Du Dich nicht, daß Du mir vorhin sagtest: „„Es ist der Plan zu einem hohen Lustspiel, vielleicht zu einem Drama, was

wir entwerfen!"" Nun! ich wollte Dir ganz einfach zeigen, daß ich meine kleine dramatische Scene finden konnte wie Du, und Du ließest Dich bethören und glaubtest im Ernste, ich wäre unwürdig genug, um... Gehe doch, Balthasar, ich würde mich ärgern, wenn wir nicht so alte Freunde wären . . ."

Während Robert von Mareuil so sprach, wurde sein Ton so natürlich, so überzeugt, daß ich an die Aufrichtigkeit seiner Worte zu glauben versucht war. Balthasar zweifelte nicht einen Augenblick daran, denn er rief mit einem halb lustigen, halb ärgerlichen Ausdruck:

„Der Teufel soll Dich holen, Robert, oder vielmehr der Teufel soll mich holen, denn ich war albern genug, Dich einer Grausamkeit fähig zu halten . . . . Du spottetest meiner und Du hast Recht gehabt . . . . Ah! es ist spät, unsere Auseinandersetzung ist klar gestellt, und wir haben unsere Personen . . . . Morgen die Handlung."

. . . .

Seltsame Erscheinung: in demselben Grad, in welchem sich Balthasar, einmal durch seine unglaublichen Phantasien fortgerissen, auf eine tolle Weise den Träumen überließ, die er ganz wach machte, zeigte er sich, wenn er auf die Bahn des praktischen Lebens zurückkehrte, gut, edelmüthig, vernünftig; er bot dann seinem Freunde nicht mehr an, mit ihm das Potosi, die Goldbäder, die Gallionen und andere phantastische Belohnungen zu theilen, die er für seine Werke erwartete und später auch erhielt; er bot seinem Freunde dann Alles an, worüber er vernünftig zu verfügen hatte: seine bescheidene Wohnung, sein Brod, und die fruchtbaren Quellen seiner Einbildungskraft. Ich hatte auch mit tiefer Befriedigung wahrgenommen, daß der Dichter, trotz seiner innigen Freundschaft für Robert von Mareuil, strenge Grenzen zog, und ich hielt ihn um so mehr für unfähig, sich zum Mitschuldigen einer unwür-

digen Handlung gegen Regina zu machen, als er nicht ohne einige Bedenklichkeiten sich zur Mitwirkung bei den Heirathsentwürfen von Robert von Mareuil hergab. Der entschiedene, kalte Ton des Letzteren, da er von seinen Selbstmordsplänen sprach, hatte mich von der Aufrichtigkeit seines Entschlusses überzeugt; ich gestehe, wenn ich auch eine Art von Mitleid für diesen Menschen empfand, so entbehrte es doch aller Theilnahme, alles Mitgefühls ...... Diese Trägheit, diese feige Resignation, die den Tod der Arbeit vorzog, ohne sie nur versucht zu haben, das Geständniß einer cynischen Offenherzigkeit, das Leben wäre ihm mit zwölf oder fünfzehn tausend Franken Einkünfte unmöglich ..... die eben so freche, als leider wahre Anmaßung, er könne nur die Existenz eines Millionärs annehmen, Alles dies, ich wiederhole es, erfüllte mich Anfangs mit Ekel, mit Verachtung, mit Entrüstung gegen diesen Unglücklichen.

Doch ich erinnerte mich bald der Lehren von Claude Gérard, dieser Lehren voll Milde und Weisheit, und dachte an die Erziehung, welche Robert von Mareuil erhalten hatte, an eine Erziehung von der mir einst durch die kindische Scene im Walde von Chantilly eine Probe vor Augen gekommen war. Ich dachte an das, was unvermeidlich Trauriges in dem Gedanken liegt, der allen Denen gemeinschaftlich ist, welche nicht ihrer Arbeit oder ihrem Verstande, sondern dem Zufalle der Geburt die Gaben des Glückes zu verdanken haben.

„Ich bin nicht geschaffen, um zu arbeiten; mein Vater ist reich ... ich werde reich sein ... und meinen Rang behaupten.“

Ich dachte endlich an jenen unheilbaren Aussatz der Trägheit, an jene Gewohnheit des Luxus, an jene Nothwendigkeiten des Ueberflusses, welche so zu sagen unsere Natur verändern, indem sie uns, wie es scheint, beinahe neue Sinne, neue Organe schaffen, welche eben so gebieterisch sind, als die anderen ....

So kam es, daß ich Robert von Mareuil aufrichtig beklagte, nicht darüber, daß er war, was er war, sondern daß er unseliger Weise durch eine der traurigsten Folgen der Erbschaft — **eine müßige Jugend** — zu diesem Grade der Feigheit, der Ohnmacht und der Entsittlichung geführt worden war.

Auch diesmal erkannte ich es wieder . . . Der Mißbrauch des Reichthums verdumpft, entsittlicht beinahe eben so sehr, als das Uebermaß der Armuth, und man ist diesen Opfern des Ueberflusses allerdings nicht das zarte Mitleid, die heilige Sympathie schuldig, welche stets die Märtyrer der grausamsten Entbehrungen einflößen, sondern jenes schmerzliche Mitleid, das, wie mir Claude Gérard sagte, das Schicksal der elenden Kranken einflößt, deren Blut durch ein erbliches Uebel angesteckt ist.

Ich gab mich um so mehr diesen Gefühlen billigen Mitleids hin, als ich befürchtete, ich könnte, ohne mir dessen bewußt zu sein, dem Einflusse einer eifersüchtigen Erbitterung gegen Robert von Mareuil unterliegen, denn er war von Regina geliebt gewesen, wurde vielleicht noch von ihr geliebt.

Geliebt von diesem Mädchen, dessen seltene Tugenden ich nach der Unterredung, die ich erlauscht, noch mehr achtete, bewunderte . . . er von Regina geliebt . . . .

Und diese Heirath war möglich . . . . Getreu den Schwüren einer ersten Liebe, geblendet durch ihr Vertrauen zu einem Mann, den sie ihrer würdig glaubte, mißhandelt vielleicht in ihrem väterlichen Hause, fest darauf bauend, sie würde in Robert einen edlen, ergebenen Gefährten finden, der ihr die Wiederherstellung des Andenkens ihrer Mutter verfolgen und erlangen helfen würde . . . . konnte Regina, mußte sie vielleicht die Wünsche von Robert von Mareuil erfüllen . . . .

Eine einzige Chance war noch gegen diesen . . . , Regina hatte noch nicht zu ihm gesagt: „K o m m!"

War dies von Seiten des Mädchens ein nothwendiges Verschieben auf bessere Zeit? Vergessen? Mangel an Glauben? neuerdings erlangte Kenntniß von dem Charakter Roberts? oder Unterwürfigkeit unter den Willen ihres Vaters, der sie, wie man sagte, an den Grafen Duriveau zu verheirathen beabsichtigte? War es endlich Liebe für den Prinzen von Montbar?

Inmitten dieses unschlüssigen Schwankens veränderten meine Befürchtungen den Gegenstand, ohne darum minder lebhaft zu sein. Mein Gott, welche Wahl für Regina unter diesen drei Männern:

Robert von Mareuil,

Der Graf Duriveau,

Oder der Prinz von Montbar, wenn dieser, wie ich vermuthete, der Unbekannte aus der Schenke zu den Drei Fässern war! . . . .

Vielleicht täuschte ich mich jedoch in Beziehung auf den Letztern . . . . . . Dieser Irrthum war die einzige glückliche Chance, welche Regina blieb, und ich schwöre bei Gott, ich wünschte ihr dieselbe aus voller Seele . . Sie glücklich, von einem ihrer würdigen Gatten geliebt zu wissen, wäre mir, der ich nichts von meiner Liebe hoffte, als ein großer Trost erschienen.

. . . .

Von Müdigkeit gelähmt, den Geist angegriffen durch die zahlreichen und seltsamen Ereignisse dieses Tages, ahmte ich meine Herren nach.

Wiederholtes, heftiges Klingeln weckte mich plötzlich.

Es war heller Tag. Ich öffnete einem mit einem großen Packe zum Voraus verfertigter Kleider beladenen Schneider; Robert von Mareuil hatte ohne Zweifel diese Bestellung am Tage vorher gemacht. Ein trauriges Mittel für einen jungen Mann, der an alle die Kleinlichkeiten, an alle die Bedenklichkeiten einer ausge-

suchten Toilette gewöhnt war; doch die Zeit drängte, die Kleider von Robert von Mareuil waren so schofelig, daß er es immer noch vorziehn mußte, wenn er sich an diesem Tage wenigstens in einem anständigen Anzuge vor Regina zeigen konnte.

Das Aeußere von Robert war übrigens so vortheilhaft, seine Anmuth, seine natürliche Eleganz so groß, daß er trotz der ohne Zweifel etwas verjährten Mode dieser Kleider aussah, als wäre er mit dem besten Geschmack gekleidet. Zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich, daß meine Herren mich nicht vergessen hatten. Der Schneider zog aus seinem Packe einen blauen Livreerock mit rothem Kragen und silbernen Knöpfen, eine ebenfalls rothe Weste und haselnußfarbige Beinkleider und Kamaschen. Ich erhielt den Befehl, meine geringen Arbeitskleider abzulegen, um diese Livree anzuziehen, welche ungefähr nach meinem Körperbau gemacht war.

Das Herz schnürte sich mir auf eine grausame Weise zusammen, als ich zum ersten Male diese Insignien des Dienstboten anlegte; ich zögerte sogar einen Augenblick; doch ich dachte an die Dienste, die ich Regina in dieser niedrigen Stellung leisten konnte; ich erinnerte mich des Grundsatzes von Claude Gérard, aus dem ich bis dahin so oft Muth und Ergebenheit geschöpft hatte, des Grundsatzes, daß es keine Lebenslage gibt, in der der ehrliche Mensch nicht seine Würde zu behaupten und zu bewähren vermöchte; ich sagte mir endlich, mein Widerstand oder meine Bedenklichkeiten könnten Verdacht in dem Geiste meiner Gebieter erwecken, und ich wollte mich nicht der Gefahr aussetzen, dadurch, daß ich von ihnen weggeschickt würde, den einzigen und zerbrechlichen Faden zu zerreißen, der mich so zu sagen mit Regina in Verbindung setzte.

„Du siehst ziemlich anständig aus, Martin," sagte Robert von Mareuil, während er mich vom Kopf bis

zu den Füßen prüfend betrachtete. „Mache kein so verlegenes, einfältiges Gesicht, lege Dein steifes Wesen ab . . . presse Deine Arme nicht so an den Leib, sonst müssen wir uns Deiner schämen; behalte vor Allem Deine Commissionärkleider, sie werden Dir vielleicht unter gewissen Umständen, wobei Deine Livree zu sehr in das Auge fallen dürfte, nützlich sein."

„Das ist nicht schlimm," sagte Balthasar, der mich nun ebenfalls betrachtete, „ich hätte einen dreieckigen Hut, einen rehfarbigen Rock à la française, eine hellblaue Weste, hellblaue Hosen, weiße seidene Strümpfe und Schnallen auf den Schuhen vorgezogen, das wäre bei Gott etwas Tüchtiges gewesen, doch zu sehr Frontin für Dich, mein würdiger Junge. Dieser bescheidene, bürgerliche Anzug wird Deine Naivetät, die ich so sehr schätze, frisch erhalten, Martin . . . Ueberdieß ist diese Livree die meinige, und ich will sie in ihrer Ursprünglichkeit bewahren . . . Ich hatte mir ungefähr hundert Röcke von dieser Farbe bestellt, um meine Leute für die Einweihung meines Palastes im Fabourg Saint-Antoine darein zu kleiden . . . Doch dieser Teufel von einem Vorabend eines Freitags hat Alles verändert und die Sache ist nun aufgeschoben . . ."

Ein bescheidenes, schüchternes Klingeln unterbrach Balthasar, der Schneider hatte sich entfernt, ich schloß die Thüre des Zimmers meiner Herren und öffnete.

Es war la Levrasse.

„Der Herr Graf von Mareuil?" fragte er mich mit einer süßlichen Stimme, während er einen raschen, forschenden Blick in das Zimmer, in welchem wir uns befanden, zu werfen schien.

„Er ist hier, mein Herr," antwortete ich, „wenn Sie warten wollen, so werde ich den Herrn Grafen benachrichtigen."

Und ich ließ la Levrasse allein und trat in das anstoßende Zimmer.

„Der Spielwaarenhändler ist da," sagte ich zu meinen neuen Herren.

„Er ist seinem Versprechen nicht untreu geworden . . . ein gutes Vorzeichen, ein vortreffliches Vorzeichen," sprach der Dichter mit leiser Stimme.

Weit entfernt, das freudige Vertrauen zu theilen, das die Ankunft von la Levrasse dem Dichter einflößte, schien Robert unruhig, nachdenkend und sagte zum großen Erstaunen von Balthasar mit einer verlegenen Miene zu diesem:

„Mein Freund, lasse mich mit diesem Menschen allein."

„Allein . . . mit dem Spielwaarenhändler?" versetzte Balthasar.

„Ja."

„Das ist sonderbar, Du sagtest mir nichts hievon . . ."

„Mein Freund, ich bitte, entferne Dich," erwiederte Robert von Mareuil, „das Geheimniß ist unerläßlich für mich . . . entschuldige mich."

„Gut, Robert, gut," versetzte der Dichter. „Im Ganzen schadet ein wenig Geheimniß einem Drama ichts, es mag also sein."

„Ist das Erforderliche zum Schreiben hier?" fragte Robert.

„Du willst sagen zum Unterzeichnen," entgegnete lächelnd der Dichter. „Ja, hier ist die Tasse und hier auch eine Feder . . . Vorwärts, Martin, komm."

Wir gingen hinaus; la Levrasse nahm unsere Stelle bei Robert von Mareuil ein. Ich schloß die Thüre hinter diesen zwei Personen.

„Warum des Teufels schickt mich Robert weg?" sagte der Dichter mit sich selbst sprechend, sobald er und ich in dem Gelasse, das als Vorzimmer diente, allein waren.

Dann ging Balthasar stillschweigend auf und ab, während ich mich, nicht minder begierig als er, zu er=

fahren, was in dem Zimmer geschah, damit beschäftigte, daß ich einige Kleidungsstücke ordnete, um mir eine gewisse Haltung zu geben. Eine absichtlich von mir vor den akustischen Gang gestellte Tafel versperrte diesen vollkommen, und man hörte nichts von der Unterredung von Robert von Mareuil und la Levrasse.

Nichtsdestoweniger hatte sich Balthasar hin- und hergehend, wie es schien von lebhafter Neugierde erfaßt, wiederholt der Zimmerthüre genähert.

Plötzlich wurde das tiefe Stillschweigen, das bis jetzt geherrscht hatte, durch das Wort: „Elender!!!“ unterbrochen, das Robert von Mareuil mit zorniger Stimme sprach.

Bei diesem Ausruf, nach welchem Alles wieder still wurde, legte Balthasar die Hand an den Schlüssel der Thüre; er war ohne Zweifel im Begriff, einzutreten, doch er dachte wohl wieder an die Bitten seines Freundes, hielt inne, fing abermals an hin- und herzugehen und sagte mit halber Stimme:

„Hm! . . . . die Sache geht nicht gut, Robert glaubte doch, sie würde beinahe allein gehen . . . Dieser Teufel von einem Menschen scheint mir ein schlimmes Gesicht zu haben.“

Dann sich gegen mich umwendend:

„Nicht wahr, mein Junge, er hat ein schlimmes Gesicht? Du konntest es gestern bequem sehen.“

„Wer, mein Herr?“

„Der Spielwaarenhändler.“

„Bei Gott, mein Herr, ich habe ihn nicht so genau angeschaut.“

Plötzlich öffnete sich die Thüre; Robert von Mareuil streckte den Kopf heraus und sprach:

„Balthasar . . . Du kannst hereinkommen.“

Der Dichter trat ein.

Ich blieb allein, betroffen über die Bläße des Gesichtes von Robert, über den düsteren Ausdruck seiner Physiognomie; doch bald sah ich Balthasar, das Antlitz

strahlend, das Auge funkelnd vor Freude, herauskommen; er gab mir mehrere Geldstücke in die Hand und sagte zu mir:

„Du gehst sogleich in das Tabaksbureau dieser Straße und verlangst von dem Einnehmer fünf Stempel, erinnere Dich wohl: fünf Stempel von zehn tausend Franken jeden, was fünfzig tausend Franken macht . . . begreifst Du?"

„Ja, Herr, ich verlange fünf Stempel von zehn tausend Franken jeden, was fünfzigtausend Franken macht," erwiederte ich erstaunt, denn ich wußte durchaus nichts von dem Vorhandensein des Stempelpapiers und seinem relativen Werthe und glaubte, ich hätte wirklich fünfzig tausend Franken zurückzubringen.

„Wohlverstanden." fügte Balthasar bei, „Du bringst mir sogleich fünf Stempel von zehn tausend Franken und bezahlst sie."

„Womit, Herr?" rief ich verwundert.

„Wie, womit? Mit dem Gelde, das ich Dir gegeben."

„Damit, Herr, soll ich fünfzig tausend Franken bezahlen?"

„Oh! Unschuld des goldenen Zeitalters! o antike Einfalt," rief Balthasar. „Oh! Martin, wenn die Umstände nicht so ernst und gewichtig wären, würde ich Dich selbst im Triumph in diesem Zimmer umhertragen, würde Loblieder für Dich singen, doch es gebricht mir an Zeit . . . beeile Dich . . . laufe auf das Tabaksbureau, verlange fünf Stempel, jeden von zehn tausend Franken, bezahle und komm zurück."

Ganz verdutzt eilte ich die Treppe hinab und kam zu dem Einnehmer: es war ein altes Männchen mit feinem, durchdringendem Auge und einem verschmitzten Lächeln.

„Mein Herr," sagte ich, „ich möchte gern fünf Stempel jeden von zehn tausend Franken haben."

„Oh! oh!“ rief der Einnehmer, indem er in einem schlechten Umschlage ein Päckchen von den Papieren suchte, von denen ich glaubte, sie müßten so kostbar sein.

„Oh! oh!“ rief er, „es scheint, wir haben mit schweren Capitalisten zu thun ... es sind wohl Bursche, die nichts mit der todten Hand zu schaffen haben ... Fünfzig tausend Franken! ... sie machen Papier, als ob solches regnete ... Bah!“ fügte er mit einer väterlichen Miene bei, „das ist ihrem Alter gemäß.“ Dann schaute er meine neue Livree an und sprach mit spöttischem Tone:

„Ich wette, Ihr Herr ist jung.“

„Ja, Herr.“

„Ich wußte es wohl,“ sagte der Einnehmer, „denn gewöhnlich lernen die jungen Leute die Handelsschrift auf solchem Papier ... sie machen auf diese Art viele ähnliche Heftchen ... Ach! wie viel verlorenes Papier!“ fügte der Einnehmer bei, indem er mir mit einem schlauen Gesichte Münze herausgab.

Damals begriff ich die witzige Bemerkung nicht, so richtig sie war, und kehrte eilig zu meinen Herren zurück.

Ich fand Balthasar mitten auf der Treppe.

„Die Stempel, die Stempel!“ rief er.

„Hier sind sie, mein Herr.“

„Gut, nun laufe in die Rue Grange-Batelière, dort wohnt ein Wagenvermiether; Du bestellst bei ihm ein Coupé, was sich Schönes in englischem Genre bei ihm findet; auf das Geld kommt es nicht an ... der Wagen muß zur Mittagsstunde vor unserer Thüre sein, hörst Du wohl?“

„Ja, Herr,“ erwiederte ich und lief wieder weg.

Meine Livree flößte dem Wagenvermiether alles Vertrauen ein; er schlug mir eine sehr schöne Carrosse vor, ich willigte ein und kehrte zu meinen Herren zurück.

La Levrasse war verschwunden, Balthasar sah immer strahlender aus, doch Robert kam mir nachdenkend vor.

„Ist ein Wechsler in dieser Straße?“ fragte mich Balthasar.

„Ja, Herr,“ erwiederte ich, „ein Uhrmacher besorgt solche Geschäfte.“

„Laufe zu ihm und wechsele dieses Billet von tausend Franken, gegen fünfzig Goldstücke, Du bezahlst den Disconto.“

„Balthasar,“ rief Robert, der seinen Freund in dem Augenblick zurückhielt, wo dieser mir das Bankbillet geben wollte.

Dann flüsterte er einige Worte dem Dichter in das Ohr.

Robert mißtraute meiner Ehrlichkeit, denn sein Freund, der mehr Zutrauen hatte, sprach ganz laut:

„Ich stehe für ihn . . . . er ist albern, aber ehrlich; ich kenne die Menschen.“

Dann gab er mir das Billet und sprach:

„Halte das wohl in Deiner Hand, schließe die Faust und bringe das Geld in einer Rolle zurück; beeile Dich, denn die Stunde naht, und wir müssen bald im Louvre sein.“

Ich wechselte das Billet und brachte die Goldrolle zu Balthasar zurück; er zählte die Stücke, ließ sie einen Augenblick wohlgefällig in seiner Hand klingeln und spiegeln, und gab sie dann Robert, der zu ihm sagte:

„Nun! . . . . nimm doch.“

„Was?“

„Ei! bei Gott, was Du willst von diesen fünfzig Louis d'or.“

„Ich danke . . . . Robert.“

„Ei! bist Du verrückt? Haben wir nicht dort mehr.“

„Mein braver Robert,“ sprach der Dichter sanft aber entschieden, „Alles soll unter uns gemeinschaftlich

sein, nur das Geld nicht, das von diesem Menschen kommt."

„Welch eine seltsame Laune!"

„Zurück, zurück," rief Balthasar, diesmal nicht mehr ernst, sondern in seine tollen Phantasien übergehend: „Bedarf ich Deines Goldes? Werde ich nicht morgen oder später mit Gold vollgestopft, gesättigt sein? Werden mir meine verruchten Buchhändler nicht den Preis für meine Werke in Kisten von Sandelholz getragen von Negern schicken?"

Und da es auf der kleinen Pendeluhr Mittag schlug, rief Balthasar seinem Freunde zu:

„In den Wagen, geschwinde in den Wagen, Du mußt voraneilen und vor Regina im Louvre angekommen sein."

„Du willst mich also nicht begleiten?" sagte Robert zu dem Dichter.

„Alles wohl betrachtet, nein; es ist besser, wenn Du allein gehst, ich könnte die Aufmerksamkeit von Regina ablenken. Du findest mich wieder hier .... ich rühre mich nicht von der Stelle ..... Komm bald zurück und vergiß nicht, daß Du mich auf einem Roste zurücklässest ..... Robert, auf dem Roste der Neugierde ...... Vorwärts, Gott befohlen und viel Glück."

„Auf baldiges Wiedersehen!" sagte Robert.

Und als ich ihm die Thüre öffnete, um ihn hinauszulassen, sprach Balthasar:

„Nun .... und Dein Hut?"

„Wozu, Herr?"

„Ah! meinst Du etwa, Du werdest baarhaupt hinten auf den Wagen steigen? Man würde glauben, Du habest der Jungfrau ein Gelübde gethan!"

„Hinten auf den Wagen steigen?" versetzte ich sehr verdrießlich über diese neue Folge meiner improvisirten Dienstbotenschaft.

„Willst Du etwa lieber hineinsteigen?!" entgeg-

nete Robert die Achseln zuckend . . . . . „Vorwärts, nimm Deinen Hut und folge mir."

Ich gehorchte, öffnete den Schlag und stieg hinten auf den Wagen, der sich rasch nach dem Louvre wandte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Freitreppe des Museum.

Eine große Anzahl von Wagen stand bereits be den Zugängen des Louvre, als mein Herr bei der großen Pforte des Museum ausstieg.

„Du folgst dem Wagen," sagte Robert von Mareuil zu mir, „Du bemerkst Dir genau, wo der Kutscher sich aufstellt, und kommst dann zurück und erwartest mich an dieser Thüre."

„Ja, Herr," sprach ich.

Nachdem ich den Schlag geschlossen, befolgte ich die Befehle von Robert und stellte mich an die Thüre des Museum, mitten unter eine große Anzahl anderer Bedienten.

Diese erste öffentliche Probe von meiner Stellung, wenn man so sagen darf, war mir Anfangs peinlich: die Manieren von Robert in Beziehung auf meine Person waren hart, verächtlich; doch bald fand ich eine Art von Trost in dem Gedanken, einmal, daß ich diese niedrige Lebenslage einzig und allein in der Hoffnung, Regina nützlich zu sein, angenommen, und dann, daß ich über meinen Herrn, Robert von Mareuil, ein gewisses moralisches Uebergewicht hatte.

Ich sagte mir dies ohne Stolz, denn ich erkannte in mir Gefühle der Redlichkeit, der Ehre und der Zart-

heit, denen Robert von Mareuil stets fremd geblieben war, wenigstens wenn ich es nach dem beurtheilte, was ich von seinem Betragen wußte .... Ich hatte Leiden ausgehalten, ich war Prüfungen widerstanden, die schon im Gedanken allein Robert von Mareuil erschreckt hätten; sicherlich hätte er sich in einer Lage wie es die meinige oft gewesen, entweder das Leben genommen, oder er wäre ein Verbrecher geworden.

Diese durch eine wohlüberlegte Vergleichung bewährte Ueberlegenheit über ihn machte, daß mir mein Dienstbotenstand nicht mehr demüthigend vorkam: ich könnte das, was ich fühlte, nicht besser ausdrücken, als wenn ich mich mit einem Menschen von Herz vergliche, der, begabt mit einer großen physischen Kraft und großem Muthe, um eine heilige Pflicht zu erfüllen, die Verachtung oder die Drohungen eines armseligen, feigen, schwachen Wesens, das er mit einem Hauche zu zerbrechen vermöchte, ertragen würde.

Mit einem Worte, unsere Rollen kamen mir völlig verkehrt vor; ich betrachtete mein untergeordnetes Verhältniß zu Robert von Mareuil als eine Sonderbarkeit; ich nahm meine Stellung als eine bizarre, geheimnißvolle Stellung an, die mich nicht allein in den Stand setzen dürfte, eine edelmüthige Handlung zu vollbringen, sondern die mir auch ein weites Feld für meine Beobachtungen und für meine Neugierde bieten würde.

An der Thüre des Museum mit einer großen Anzahl von Bedienten vermengt, schaute ich, horchte ich aufmerksam; ich verdankte meinem Dienstbotenstande schon zu kostbare Belehrungen, um daran zu verzweifeln, ich würde noch mehr erhalten.

Während ich mich unter die Gruppen der Bedienten mischte, bemerkte ich, daß sie sich nach dem Beispiel ihrer Herren in eine aristokratische Klasse und in eine bürgerliche Klasse theilten: an ihrem hohen Wuchse, an den Wappenknöpfen ihrer Livree, an der leichten

Puderlage, welche ihre Haare bedeckte, erkennbar, bildeten die Bedienten von vornehmem Hause eine Gruppe, die sich bedeutend von den Lackeien des Bürgerthums abschied, an welche sie nie das Wort richteten, vielleicht nicht aus Stolz, sondern in einer Folge ihrer socialen Beziehungen; da die Herren dieselbe Gesellschaft besuchten, so fanden sich die Diener jeden Abend, wie ihre Gebieter, in einer kleinen Anzahl von Häusern, welche mit gewissen Gesandtschaften (wie ich später erfuhr) die Empfangsorte der feinen Blume der hohen Pariser Aristokratie bildeten: die Verbindungen der Bürgerlichen waren im Gegentheil ungeheuer getheilt, ihre Bedienten trafen sich dem zu Folge nicht in denselben Versammlungsmittelpunkten und bildeten daher keine geschlossene Gruppe, wie es die der Lackeien der vornehmen Herren war.

Ich wandte mich zu dieser letzteren Gruppe, in der Hoffnung, etwas über den Unbekannten der Schenke zu den Drei Fässern zu erfahren, von dem ich glaubte, er wäre der Prinz von Montbar.

Nachdem ich ungefähr eine Viertelstunde zugehört (meine Kameraden waren weit entfernt, leise zu sprechen), erschrak ich beinahe über das, was ich von der großen Pariser Welt vernommen hatte: Liebesintriguen, Familienscenen, Vermögensinteressen, nichts schien meinen aristokratischen Kameraden unbekannt, und da sie die Art ihres Dienstes in das Vorhaus oder hinter den Wagen verbannte, so waren sie noch nicht einmal zu der beständigen und unbeschränkten Vertrautheit mit dem Innersten, mit dem Herde zugelassen, wie dies bei den Kammerdienern der Fall ist.

Die stückweise Unterhaltung, die ich anhörte, die Umstände und Thatsachen, welche sie mir enthüllte, fielen mir aus verschiedenen Gründen so sehr auf, daß mir die Gespräche beinahe gänzlich im Gedächtniß geblieben sind.

„Ah! Du bist hier im Museum,“ sprach ein aristo-

kratischer Lackei zu einem von seinen Kameraden, „gestern in der italienischen Oper sagtest Du mir, Ihr würdet zu dem Wettrennen im Bois de Boulogne gehen.“

„Ja, doch die Marschordnung ist verändert worden, nach der Oper sind wir bei der Sardinischen Gesandtschaft gewesen, und dort hat man einen andern Plan gemacht und sich hier zusammenbeschieden.“

„Er war also gestern Abend bei der Gesandtschaft?“

„Bei Gott, ich glaube wohl, da wir dahin gingen ... er war dort. Doch er machte sich beinahe in demselben Augenblick, wo wir ankamen, aus dem Staube; ... Mir scheint, wir fangen an, ihn hübsch zu langweilen ... Madame verwelkt teufelmäßig, so viel ist gewiß.“

„Ich habe sie vorgestern bei der Herzogin von Beaupréau gesehen ... Deine Frau ist fertig, mein Lieber.“

„Was willst Du? ... die Blonden ... und dann der Kummer, denn **sie** scheint teufelmäßig an ihm zu hängen, und **er**, nichts mehr ... Früher kam er überallhin vor ihr und ging zu gleicher Zeit mit ihr, gab ihr den Mantel. Doch jetzt ... ah! ja wohl, er kommt zuletzt und geht zuerst ... Und dann fanden immer Besuche von zwei bis drei Stunden Morgens statt, und nun hat er seit fünf Tagen keinen Fuß mehr in das Hotel gesetzt.“

„Deine Frau ist angeführt, mein Lieber.“

„Das sieht mir gerade so aus ... noch heute glaubte sie ihn hier zu finden; doch nirgends sehe ich sein Cabriolet und seinen herrlichen Schimmel, bei dem alle Welt stehen bleibt, wenn er vorüberfährt.“

„Das ist schlimm, er wird gesagt haben, er komme in das Museum, damit sie ihm nicht in das Bois de Boulogne, wohin er gefahren sein wird, nachjagt. Ich sage Dir, Deine Vicomtesse ist verloren;

doch halt, dort kommt sie schon heraus . . . Lauf' geschwinde und hole Deinen Wagen."

„Es ist wahr . . . er ist nicht gekommen, sie ist des Wartens müde und geht . . . Guten Tag, Pierre."

„Adieu, mein Alter."

Dann fügte der Bediente, indem er sich gegen einige Kameraden umwandte, welche dieser Unterredung angewohnt hatten, bei:

„Schaut doch den Mann an, sieht er nicht aus wie ein wälscher Hahn."

„Der Einfaltspinsel."

„Was für ein großer Schlankel!"

„Gleichviel, sie ist immer noch hübsch."

„Was für ein verdrießliches Gesicht macht sie."

„Sie sieht allerdings verdammt ärgerlich aus."

Ich wandte meine Augen nach dem Orte, den meine Nachbarn, (deren Redensarten ich verschleire und abkürze), mit dem Blicke bezeichneten, und sah auf der ziemlich hohen Freitreppe vor der Thüre des Museum eine blonde junge Frau mit etwas ermüdeten Zügen, aber von einem immer noch reizenden Antlitz; sie schien äußerst traurig und niedergeschlagen, war mit eben so viel Geschmack als Eleganz gekleidet und warf zuweilen fernhin auf den Platz schmerzliche Blicke; derjenige, welchen sie ohne Zweifel erwartete, kam nicht . . . Ein großer junger Mann mit fadem, albernem Gesicht, wahrscheinlich der Gatte, gab der jungen Frau mit einer gleichgültigen, langweiligen Miene den Arm; während der paar Minuten, die der Ankunft ihres Wagens vorhergingen, sprachen der Mann und die Frau kein Wort mit einander.

Es regte sich in mir ein schmerzliches Gefühl bei dem Anblick dieser schönen jungen Frau, welche, ohne etwas von den schmählichen, durch ihre Gegenwart hervorgerufenen Aeußerungen zu wissen, niedergeschlagen, nachdenkend auf der Freitreppe blieb, die für sie zum Pranger wurde . . . Dann ergriff mich ein gewisses

Erstaunen, wenn ich bedachte, daß das, was nach meiner Ansicht in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt sein mußte... das Geheimniß des Herzens einer Frau, so leicht ergründet und den plumpen Späßen der Vorzimmer preisgegeben war; ich konnte nicht glauben, daß das Echo dieser rohen Scherze nie bis zum Ohre der Frau, des Liebhabers oder des Gatten dringen sollte, und wunderte mich ungemein über diese seltsame Mischung von frechem Spott und tiefer Discretion.

Plötzlich bebte ich vor Erstaunen; ein sehr schönes grünes Coupé mit grüner und orangefarbiger Livree hielt am Fuße der Freitreppe an, und ich sah aus diesem Wagen leicht den Unbekannten aus der Schenke zu den Drei Fässern steigen. Ich konnte mich um so mehr von seiner Identität überzeugen, als er, ohne Zweifel mit der blonden jungen Frau bekannt, auf diese zuging, ihr, sowie ihrem Gemahl, vertraulich die Hand drückte und einige Augenblicke mit diesen zwei Personen sprach.

Waren mir die ausgezeichneten Manieren, die seltene Schönheit dieses Unbekannten schon zu jener Zeit aufgefallen, wo er sich in schmutzigen Kleidern in einer gemeinen Schenke mit Branntwein berauschte, so kamen mir seine Manieren, seine Schönheit zu dieser Stunde, wo ich ihn äußerst elegant und geschmackvoll gekleidet sah, noch viel merkwürdiger vor; seine Physiognomie war, während er mit der armen jungen Frau sprach, voll Anmuth, voll Reiz und Feinheit, ich bewunderte, mit welch ausgezeichneter Höflichkeit er die arme Verlassene bis zu ihrem Wagen führte, der nun unten an der Freitreppe stand; dann schritt der Unbekannte rasch die Stufen hinauf und trat mit einer geschäftigen Miene in das Museum ein.

Ich sollte endlich den Namen dieses jungen Mannes erfahren; ich hatte die Farbe der Livree seiner Leute

wahrgenommen und sah bald den Bedienten, der den Wagen begleitet hatte, in meiner Nähe.

„Mein Herr," sagte ich zu diesem Burschen, der die Gestalt eines Tambour-major hatte, „gehört dieser schöne grüne Wagen, hinter dem Sie standen, nicht dem Herrn Prinzen von Montbar?"

„Ja, Tölpel", antwortete mir der Koloß, den meine Vertraulichkeit zu ärgern schien, nachdem er meine bescheidene bürgerliche Livree verächtlich gemessen hatte.

Zu sehr zufrieden mit der Auskunft, die ich erhalten, um mich viel um das wenig schmeichelhafte Beiwort zu bekümmern, mit dem ich begrüßt worden war, entfernte ich mich von diesem stolzen Collegen.

Ich konnte nicht mehr zweifeln, der Unbekannte aus der Schenke zu den Drei Fässern war der Prinz von Montbar; ohne Zweifel kam er in das Museum in der Hoffnung, hier Regina zu begegnen. Wahrscheinlich war diese schon gekommen, denn nach einigen Nachforschungen entdeckte ich unter den Bedienten die Livree des Grafen Duriveau, der Regina und ihren Vater hatte nach dem Louvre führen sollen. Um mich so viel als möglich hievon zu überzeugen, näherte ich mich der Gruppe, bei der ich zwei Bedienten in brauner Livree mit blauem Kragen und silbernen Galonen erblickte. Das Gespräch schien mir auf dieser Seite sehr belebt.

„Seht, bei uns sinkt man immer tiefer," sagte ein Lackei in blauer Livree mit gelbem Kragen. „Noch gestern, trotz des Befehles, Niemand einzulassen, drangen der Schneider und der Fleischer durch; der Letztere hatte seit einem Jahr, wo er für unser Haus zu liefern aufgehört, nicht einen Sou bekommen; sie fanden den Herrn auf der großen Treppe. Und da haben sie es ihm gesagt, daß wir sie von unten streiten hörten."

„Den Schneider nicht bezahlen, das geht noch an," sagte ein Anderer mit wichtigthuender Miene; doch den

Fleischer nicht bezahlen . . . das ist ekelhaft, das ist die Sache von Leuten, welche dem Rumpeln nahe sind; Du mußt nicht dort bleiben, mein Junge."

„Abgesehen davon, daß der Herr Marquis Hebert, seinem Kutscher, Anweisungen für das Pferdefutter gegeben hat, und nun ist schon die dritte Anweisung nicht bezahlt. Vorgestern machte die Nätherin eine Scene, als sie ein Ballkleid brachte, das sie Madame nur gegen baar Geld lassen wollte. Alle Tage Presserеien, und dabei hält man uns noch für reich . . . wer sollte das auch bei unserer großen Dienerschaft glauben."

„Das ist gerade wie bei uns," sagte ein anderer Bedienter, in dem ich den Jäger erkannte, welchen ich den Tag vorher in dem Laden von la Levrasse gesehen hatte, „mein Herr ist ganz abgebrannt und will bei einem Wucherer den Degen und die Decorationen in Diamanten von seinem Vater verpfänden."

„Lauft weg, meine Jungen, lauft weg."

„Und mein Lohn?" versetzte der Eine, „man ist mir fünf Monate schuldig."

„Bleibe einen Monat mehr, dann verlierst Du sechs Monate . . . Halt, dort kommen gerade die Bedienten des Grafen Duriveau; wenn Du dort eintreten könntest . . . das ist ein Haus so solid wie der Pont-Neuf."

Dann machte einer von den Redenden ein paar Schritte gegen einen von den Bedienten des Grafen Duriveau und sagte zu ihm:

„Guten Morgen, August."

„Guten Morgen, mein Alter."

„Höre, fände sich bei Euch nicht eine Bedientenstelle für einen Freund?"

„Bei uns, nein; doch ich glaube, es gibt einen Platz im Vorzimmer des Herrn Vicomte."

„Bei dem Sohne Deines Herrn?"

„Ja."

„Ein Straßenjunge von diesem Alter hat ein Vorzimmer?“

„Sprich mir nicht davon, das treibt einem den Schweiß aus, doch es ist so ... Er hat eine vollständige Wohnung und für seinen Dienst einen Kammerdiener, zwei Lackeien und seinen Wagen; er geht aus, wann es ihm beliebt, mit seinen Kameraden und seinem Hofmeister, dem größten Spaßmacher, den man sehen kann. Zum Beweis hiefür sage ich Euch, daß er heute den Herrn Vicomte zu den Funambules führt: Jacques hat die Loge gemiethet. Es kann wohl sein, daß der Herr Graf auch dahin geht. Der kleine Vicomte ist in einer guten Schule! er ist schon zwei oder dreimal betrunken nach Hause gekommen.“

„Das fängt gut an.“

„Und boshaft und unverschämt . . . Gleichviel, ich werde den Tanz nie vergessen, den man vor mehreren Jahren im Walde von Chantilly mit ihm aufgeführt hat; es kamen kleine Bettler, er überhäufte sie mit Schmähungen, sie rächten sich hübsch dafür, schleppten ihn in den Wald, und man weiß nicht, was ohne eine Runde von Gendarmen aus ihm geworden wäre...“

„Das war wohl gethan.“

„Ei, mein Gott! es fällt mir eben ein, Fräulein von Noirlieu, die wir heute mit dem Herrn Grafen in das Museum geführt haben, war auch bei jener Partie und wurde ebenfalls von den kleinen Banditen weggeschleppt. Damals mochte sie acht oder neun Jahre alt sein . . . nie werde ich das vergessen, denn die Scene war gar drollig!“

Regina befand sich im Museum; ich horchte fortwährend, in der Hoffnung, noch mehr zu erfahren.

„Hm!“ sagte derjenige von den zwei Lackeien, welcher einen Platz für seinen Kameraden suchte, „bei einem solchen ungezogenen Bürschchen muß der Dienst hart sein?“

„Bah! man gewöhnt sich daran, und dann ist nicht viel zu thun, denn es sind zwei für das Vorzimmer."

„Meiner Treue! wenn er so boshaft ist, als man sagt, so wird man sich nicht eben um seinen Dienst reißen."

„Er ist noch nicht so boshaft, als hochmüthig. . .. Vor zwei Jahren fuhr er mit drei von seinen Kameraden und seinem drolligen Hofmeister nach Sceaux, um dort bei einem Restaurateur zu Mittag zu speisen; der Hofmeister, den das nicht sehr belustigte, und der Sceaux absichtlich gewählt hatte, setzt seine drei Jungen an den Tisch, nimmt den Wagen und fährt zu einer Frau, welche in Chatillon wohnte . . ."

„Das lasse ich mir gefallen! das ist ein Hofmeister!"

„Als wir zurückkamen, hatten die drei Jungen eine kleine Bänkelsängerin von dreizehn oder vierzehn Jahren, welche Guitarre spielte, heraufkommen lassen, sie hatten mit ihr so viel Abscheulichkeiten gemacht und sie so mißhandelt, der kleine Vicomte besonders, daß es wie ein Aufruhr um den Restaurant war; man wollte dem kleinen Vicomte und seinen Freunden eine schlimme Züchtigung geben. Doch . . ." sagte plötzlich der Lackei zu seinem Kameraden, „doch ich erzähle Dir das ein andermal . . . Hier kommt mein Herr, wenn ich Dich wiedersehe, sprechen wir von dem Platz."

Nach diesen Worten wandte sich der Diener des Grafen Duriveau hastig nach der Freitreppe, der ich mich ebenfalls näherte, in der Voraussetzung, Robert von Mareuil, mein Herr, dürfte nicht lange nach Regina kommen; ich sah sie auf der Freitreppe stille stehen; sie gab den Arm einem Mann von ungefähr fünfzig Jahren; das war, wie ich später erfuhr, der Baron von Noirlieu, ihr Vater; er war hager, ging gebückt, hatte graue Haare, eingefallene, brennende Augen und tiefe Augenhöhlen; die Magerkeit seines Gesichtes, das bittere, verzerrte, beinahe stereotype

Lächeln auf seinen Lippen verliehen seinen Zügen einen Ausdruck krankhafter, störrischer Traurigkeit.

Mit strenger Einfachheit gekleidet, hatte Regina eine schwarze Robe und einen weißen Crepehut, minder weiß jedoch, als ihr bleiches, von pechschwarzen Haaren umgebenes Gesicht; ihre Physiognomie trug das Gepräge eisigen Ernstes an sich. Der Prinz von Montbar und der Graf Duriveau beeiferten sich um sie her; lächelnd, unterwürfig, wandte sich der Graf bald an den Baron, der ihm kurz und mit zerstreuter Miene antwortete, bald an Regina, die ihn mit äußerster Kälte zu behandeln schien. Der Prinz von Montbar benahm sich im Gegentheil gegen Regina mit einer vielleicht berechneten Zurückhaltung, denn sie kam mir etwas geheuchelt vor; nichtsdestoweniger beschäftigte er sich mit einer lachenden, freien Miene besonders mit dem Baron, der in Beziehung auf ihn ein wenig von seiner düsteren Schweigsamkeit abging; einige Male richtete jedoch der Prinz ein paar Worte an Regina, sie antwortete ihm, nicht wie dem Grafen Duriveau mit dem Anschein stolzer Kälte, sondern indem sie die Augen niederschlug, als ob sie sich gezwungen, verlegen gefühlt hätte.

Einige Schritte hinter dieser Hauptgruppe, zu der er nicht gehörte, erblickte ich Robert von Mareuil; die Freude strahlte auf seinem Antlitz.

Die Leute von Herrn Duriveau kamen; Regina, ihr Vater und der Graf nahmen Platz in einer prachtvollen braunen Berline, auf welche zwei Bedienten hinten aufstiegen. In dem Augenblick, wo sie sich entfernte, erhob sich der Blick von Regina und heftete sich so unmittelbar, so lange auf Robert von Mareuil, daß der Prinz von Montbar, der einige Sekunden auf der letzten Stufe der Treppe geblieben war, sich rasch und mit erstaunter Miene umwandte, um zu sehen, an wen der ausdrucksvolle, lange Blick von Fräulein von Noirlieu gerichtet sein dürfte; doch, war es Zufall, war es

Berechnung, Robert von Mareuil wußte sich sogleich hinter einigen Personen, welche aus dem Museum kamen, zu verbergen; der Prinz ging ziemlich ärgerlich zu seinem Coupé und entfernte sich bald.

Als mich Robert von Mareuil sodann erblickte, hieß er mich durch ein Zeichen mit der Hand den Wagen holen. Ich brachte ihn. In dem Augenblick, wo ich den Schlag schloß, sagte mein Herr zu mir, ohne seine Freude zu verhehlen:

„Geschwinde nach Hause, mein Junge."

In unserer Wohnung angelangt, stieg ich hinter Robert die Treppe hinauf; wir wurden von Balthasar empfangen, der ohne Zweifel unsere Rückkehr beobachtet hatte und uns, über das Treppengeländer vorgebeugt, erwartete.

Unfähig, an sich zu halten, rief Robert von Mareuil, sobald er den Dichter von fern erblickte:

„Sie gehört mir."

„Sie gehört uns . . . Sieg! . . ." rief der Dichter.

Und als die Thüre der Wohnung hinter uns geschlossen war, überließ sich Balthasar den tollsten Ausbrüchen der Freude. Robert von Mareuil, der doch wenigstens hätte fühlen müssen, was Ernstes sogar in seinem Triumphe lag, theilte nichtsdestoweniger die freudigen Ueberspruđelungen des Dichters, die bei diesem entschuldbar, bei Robert aber empörend waren... Und wahrscheinlich ohne an meine Gegenwart zu denken, nahmen sich die zwei Freunde bei der Hand und fingen an vor Freude zu hüpfen, zu springen, zu tanzen, und riefen:

„Sieg! . . . Sieg! . . . es lebe Regina!"

Als dieser erste Ausbruch vorüber war, rief der Dichter.

„Robert, laß uns dankbar gegen die Vorsehung sein und diesen schönen Tag würdig feiern . . . Seit Wochen lebe ich von der elenden Garküche der Rue

Saint-Nicolas; bewirthe mich diesen Abend im Rocher de Cancale."

„Angenommen."

„Und hernach gehen wir in das Schauspiel. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wohin es mich zu gehen brennt, zu den Funambules!!! um endlich dort den verborgenen Demant, das unbekannte Wunder, die Basquine zu sehen, von der mir Duparc gesprochen."

„Angenommen . . . die Funambules," sagte Robert, „das wird doppelt heiter sein, denn dieses kleine Theater ist auch der Sammelplatz von allen Lebemännern, welche ein wenig vor der Trunkenheit erfaßt worden sind."

„Martin nimmt den Wagen, bestellt auf sechs Uhr ein Mittagbrod zu fünfzig Franken für den Kopf . . . ohne den Wein, und miethet zugleich Plätze auf der Vorbühne oder eine Loge in den Funambules," sprach Balthasar.

„Sehr gut," sagte Robert.

„Auf, Martin, Du sollst unsere Freuden theilen," — rief Balthasar, „man läßt Dir ein Mittagessen in einem Winkel des Rocher de Cancale vorsetzen, und Du gehst auf das Parterre der Funambules."

„Hier," sagte Robert indem er mir Geld in die Hand legte, „Du gibst hundert Franken im Rocher auf Abschlag für das Mahl . . . Du bezahlst die Loge . . . der Rest gehört Dir."

„Aber, mein Herr, ich weiß nicht, wo der Rocher ist, und . . ."

„Du steigst auf den Bock neben den Kutscher, naiver Martin," erwiederte Robert; „sage ihm nur die zwei geheiligten Worte: Rocher, Funambules, und er wird Dich auf den Flügeln seiner vierfüßigen Zephire fortführen."

„Nun muß ich Dir erzählen, wie sich das zugetragen hat," sprach Robert in dem Augenblick, wo ich

das Zimmer verließ zu seinem Freunde; „sie gehört mir, oh! ganz mir, sage ich Dir.“

Während ich die Thüre schloß, hörte ich Balthasar rufen:

„Viva Regina!“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Funambules.

„Gehen wir zu den Funambules, wir werden dort die Basquine sehen, von der mir ein Kenner als von einem unbekannten Wunder gesprochen hat,“ sagte Balthasar zu Robert von Mareuil.

Ich konnte nicht daran zweifeln, es handelte sich diesmal um die Gefährtin meiner Kindheit. Bei diesem Gedanken war meine Freude sehr groß. Ich bestellte vor Allem, nach dem Befehle meiner Herren, das Mittagbrod im Rocher de Cancale; dann führte mich der Miethkutscher zu den Funambules; ich las den Zettel, man gab das Zauberkäppchen; unter den Namen der Schauspielerinnen suchte ich den von Basquine, ich fand ihn demüthig ganz an das Ende einer Zeile geschrieben. Ohne Zweifel war der Ruf des armen Mädchens damals noch nicht glänzend: es mußte, wie Balthasar gesagt hatte, ein noch unbekanntes Wunder sein. Dann ließ ich mir das Logenvermiethungsbureau zeigen, in der Hoffnung, hier etwas von Basquine zu erfahren; der Kassier sagte zu mir, nachdem er mein Geld für den Logencoupon in Empfang genommen:

„Es war die letzte Loge, die ich noch hatte, mein Braver, unser Theater kommt in die Mode. Es sind heute

Logen von Marquis, von Grafen, von Kapitänen, kurz von der schönen Welt gemiethet, wie bei den Italienern."

„Spielt Mademoiselle Basquine diesen Abend nicht, mein Herr?" fragte ich.

„Nein, die berühmte Clorinda spielt die Rolle der Silberfee."

„Ich habe doch den Namen von Basquine auf dem Zettel gesehen."

„Ah ja! die kleine Figurantin, sie hat ein Röllchen, das des bösen Geistes; sie bleibt keine Viertelstunde auf der Scene."

„Man sagt, Basquine habe dessen ungeachtet schon viel Talent geoffenbart, mein Herr."

„Talent! eine Figurantin zu zehn Sous für den Abend! . . Talent! ah, junger Mann, Sie machen mir Pein."

„Könnten Sie mir wohl sagen, wo Mademoiselle Basquine wohnt?"

„Wo sie wohnt!" rief der Kassier in ein Gelächter ausbrechend, „erfahren Sie, junger Mann, daß Figuranten zu zehn Sous für den Abend nicht wohnen. . . niemals wohnen. . . das nistet zuweilen irgendwo und dabei . . ."

Hier brach der Kassier ab und wandte mir den Rücken zu.

Ziemlich ärgerlich, dachte ich, ich würde wenigstens Basquine am Abend sehen, und verließ mich auf eine Eingebung des Augenblicks, um ein Mittel zu finden, nach dem Schauspiel mit ihr zu sprechen.

Balthasar hielt seine Zusage; während er freudig mit Robert von Mareuil speiste und zum Voraus die Eroberung der Millionen von Regina feierte, setzte man mir in einer Art von Dienstbotenzimmer das glänzendste Mahl vor, das ich in meinem Leben gesehen hatte; ich that der Bewirthung wenig Ehre an, denn es beschäftigten mich zu sehr einerseits die Auffindung

der Mittel, Basquine wieder zu sehen, andererseits die Befürchtungen, die mir für die Zukunft von Regina die Hoffnung von Robert von Mareuil einflößten, der, wie er sagte, von ihr geliebt zu werden gewiß war.

Nachdem meine Herren ihr Mahl beendigt hatten, ließen sie mich rufen; ich öffnete den Schlag ihres Wagens und er rollte zu den Funambules.

Balthasar hatte mir Geld gegeben, um meinen Platz zu bezahlen; ich trat in das Parterre; nie in meinem Leben war ich in einem Schauspiel gewesen; mein Erstaunen, meine Neugierde wurden um so mehr rege gemacht, als ich während eines Zwischenactes und unter einem furchtbaren Tumult ankam . . . ein Vorfall, der indessen bei diesem geräuschvollen Theater ganz gewöhnlich war.

Die unehrerbietige Stellung mehrerer Zuschauer der Vorbühne veranlaßte diesen gewaltigen Lärmen. Alle meine Nachbarn im Parterre waren auf die Bänke gestiegen und schrieen aus Leibeskräften:

„Hinaus! werft sie hinaus! das Gesicht dem Parterre zugekehrt!“ während die Gallerien und das Paradies dieses Geschrei im Chor mit Begleitung von Pfeifen, Zischen und betäubendem Stampfen wiederholten.

Die Zuschauer der Vorbühne, welche diesen Tumult veranlaßten, saßen auf dem Rande ihrer Loge und wandten dem Publikum fortwährend den Rücken zu.

Endlich, ob sie nun einen wirklichen Aufruhr befürchteten oder durch die Beharrlichkeit in ihrer Stellung hinreichend gegen die Volkstyrannei protestirt zu haben glaubten, drehten sie sich langsam um und warfen einen verächtlichen Blick in den Saal; nichtsdestoweniger wurde diese Niederlage durch ein ungeheures Siegesgeschrei begrüßt, das sich durch triumphirende, aus allen empörten Winkeln des Saales hervorgehende „Ah! ah! ah!“ kundgab, und dieser Vorfall hatte keine weitere Folge.

Die Loge zunächst bei der, in welcher sich Robert von Mareuil und Balthasar befanden, war von vier Personen besetzt. Ich kannte bereits zwei von ihnen, den Grafen Duriveau und seinen Sohn, den Vicomte Scipion. Ich hatte den ersteu am Tage vorher bei dem Vater von Regina und an demselben Morgen im Louvre gesehen; obgleich Scipion mehrere Jahre älter war, als bei der Scene im Walde von Chantilly, obgleich er sehr gewachsen war, hatten sich doch seine Züge wenig verändert; ich fand bei ihm dasselde reizende Gesicht, mit den blonden gelockten Haaren, merkwürdig durch einen Ausdruck von Keckheit und frühreifer Frechheit. Wenn auch der Vicomte Scipion kaum Jüngling war, glich er doch viel mehr einem kleinen jungen Mann, wie man sagt, als einem Kinde.

Als der Vicomte sich nach dem Saale umwandte, hatte er eine belebte Gesichtsfarbe, ein glänzendes, gereiztes Auge; ich war betroffen über die unverschämte, kecke Geberde, mit der er den Zuschauern Trotz zu bieten schien, indem er ihnen das Rohrstöckchen wies, das er in seiner kleinen Hand mit den glacirten Handschuhen hielt.

Von Seiten eines Mannes würde diese Prahlerei ohne Zweifel einen neuen Sturm erregt haben, aber die Herausforderung von Scipion wurde im Gegentheil mit einem gewaltigen Gelächter und mit ironischen Bravos aufgenommen. Ich weiß nicht, wohin der Zorn dieses Kind, dessen Lippen sich vor Wuth zusammenpreßten, gebracht haben dürfte, wenn es sein Vater nicht freundschaftlich in den Hintergrund der Loge geführt hätte. Ein Jüngling, ungefähr in dem Alter von Scipion, und ein Mann von verständigem, aber gemeinem und duckmäuserischem Gesichte begleiteten den Vicomte und seinen Vater; nach dem, was ich am Morgen die Leute des Grafen hatte sagen hören, mußte der Mann mit dem duckmäuserischen Gesichte der Hofmeister von Scipion sein, der Jüngling einer der Kameraden des letztern.

So wenig ich auch mit der Welt vertraut war, so kam es mir doch sonderbar vor, daß der Graf dieses Schauspiel gewählt hatte, um seinen Sohn dahin zu führen, nicht wegen der Art der Stücke, die man hier spielte, denn die Feereien scheinen im Gegentheil ganz dazu gemacht, Kinder zu belustigen; aber es konnte dem Grafen nicht unbekannt sein, daß dieses Theater häufig, wie man sagte, als Sammelplatz für Leute diente, welche einen tollen, geräuschvollen Abend nach übertriebenen Libationen hinbringen wollten.

Bald ertönten die drei Schläge feierlich hinter dem Vorhang, heischten ein allgemeines Stillschweigen, und das Orchester spielte eine traurige Ouverture; in meiner Ungeduld, Basquine erscheinen zu sehen, wandte ich mich an einen meiner Nachbarn und sagte zu ihm:

„Wird man bald Mademoiselle Basquine sehen?"

„Wen? Basquine? . . . Ah! die Blonde, welche den bösen Geist spielt. . . nein, noch nicht, ihre Scene kommt erst am Ende des Aktes."

„Basquine hat viel Talent, nicht wahr, mein Herr?"

„Meiner Treue, ich weiß es nicht; sie ist ziemlich drollig. Wenn sie ihre verdammten Fratzen schneidet, hat sie ein Gesicht so boshaft wie der Teufel; doch es kommt ein Augenblick, wo sie singen will, oh! dann danke ich . . . das ist so abscheulich als in der Oper."

„Ah! mein Herr," entgegnete mein Nachbar zur Linken, „Basquine spielt ihr Röllchen mit einem Ausdruck, und dann hat sie eine Stimme! . . . eine Stimme! . . . ich komme nur hierher, um sie dieses kleine Stück singen zu hören."

„Jeder hat seinen eigenen Geschmack," versetzte mein Nachbar zur Rechten.

Dann wandte er sich wieder an mich und sagte leise:

„Hören Sie nicht auf diesen Herrn, er versteht nichts davon; Basquine ist keine Schauspielerin, es ist eine schlechte Figurantin für zwei Liards, mager wie ein Nagel . . . und dann frage ich Sie ein wenig,

was soll eine Tragödienspielerin bei den Funambules thun? Erregt das nicht Mitleid? Da schauen Sie einmal Clorinda an, welche die Silberfee spielt. Das lasse ich mir gefallen! das ist eine Schauspielerin! ich empfehle Ihnen ihre Waden u. s. w. u. s. w. Sie werden sehen, wie stattlich das ist."

Ich ließ den Anhänger der Waden und der u. s. w. u. s. w. von Mademoiselle Clorinda sprechen. Der Vorhang ging eben auf: ich warf einen Blick in die Loge, welche Robert von Mareuil und Balthasar inne hatten; der letztere saß auf der ersten Bank und war strahlend: er schien sich sehr zu belustigen, während Robert, im Hintergrunde der Loge sitzend, sorgenvoll und düster aussah. Ich konnte diese Traurigkeit nicht mit der Ueberzeugung von Robert von Mareuil, immer noch von Regina geliebt zu sein, zusammenreimen. Diese Seltsamkeit erinnerte mich an die Verstörung in den Gesichtszügen von Robert in Folge seiner geheimen Unterredung mit la Levrasse, bei der sogar Balthasar ausgeschlossen gewesen war. Obgleich mir diese Wahrnehmungen viel zu denken gaben, beschäftigte ich mich doch nunmehr nur mit der Feeerei und sah gierig dem Augenblick entgegen, wo Basquine erscheinen würde.

Der Gedanke an sie führte mich zu den tausend Erinnerungen meiner Kindheit, zu diesen zugleich so süßen und so bitteren Erinnerungen zurück. Bald vergaß ich sogar das Stück, das man spielte, und was um mich her vorging, überzeugt, ich würde zur Wirklichkeit durch die Stimme von Basquine, sobald sie in die Scene träte, zurückgerufen werden.

Ein neuer Vorfall entriß mich meinen Betrachtungen.

Gegenüber der Loge des Grafen Duriveau war eine Loge leer geblieben; zwei schlecht gekleidete Menschen hatten sich in dieselbe einquartiert, indem sie über den Verschlag der Gallerie stiegen, wo sie Anfangs ihren Platz gehabt hatten; als die Miether der Loge kamen,

fanden sie diese besetzt, es erfolgte ein geräuschvoller Streit, und die Vorstellung wurde einen Augenblick unterbrochen.

Die zwei Eindringlinge, von denen der eine ein Mann von kleinem Wuchse war, geberdeten sich heftig im Innern der Loge und schienen das Terrain Fuß für Fuß vertheidigen zu wollen; plötzlich sah man zwei große Arme den Kleineren von den Widerspänstigen aufheben, über den Verschlag der Gallerie schieben und auf den Platz werfen, den er verlassen hatte, um auf die Vorbühne zu dringen.

Dieser komische Beweis von Kraft und Kaltblütigkeit erregte eine allgemeine Begeisterung; das Paradies und das Parterre brachen in Bravos aus, und zahllose Stimmen riefen:

„Der Urheber! der Urheber!“ denn der Mann mit den zwei großen Armen, welcher bis jetzt beinahe unbemerkt geblieben war, hatte sich gegen den Hintergrund der Loge umgedreht, ohne Zweifel, um den andern Eindringling auf dieselbe Weise hinauszuschaffen; wieder auf die Gallerie versetzt, verschwand dieser beinahe in demselben Augenblick mit seinem Gefährten, um dem Gezische des Saales zu entgehen.

Diese Execution genügte nicht; die allgemeine Neugierde war zu lebhaft erregt; man wollte mit Gewalt den Urheber dieses kräftigen Scherzes sehen, und das Parterre, das Paradies und die Gallerie riefen wieder mit einem furchtbaren Ensemble:

„Der Urheber! der Urheber!“

Dieser schmeichelhafte Ruf schien der Bescheidenheit des Urhebers der so bewunderten That keine Gewalt anzuthun, er trat mit einer äußerst selbstzufriedenen Miene an den Rand der Loge vor und grüßte das Publikum, indem er die Haud mit dem Anscheine einer grotesken Verlegenheit auf sein Herz legte.

Das Geschrei, die Bravos verdoppelten sich. Der Mann mit den langen Armen wollte ohne Zweifel an

dieser schmeichelhaften Huldigung eine Person Theil nehmen lassen, die ihn begleitete, wandte sich um und führte, halb mit Gewalt, halb freiwillig, eine ziemlich hübsche Frau mit frecher, obgleich ein wenig durch diese unerwartete Vorstellung verwirrter Miene mitten in die Loge.

Die Meinungen über dieses Verfahren des Mannes mit den langen Armen waren getheilt:

Die Einen klatschten enthusiastisch Beifall und vor diesen verbeugte er sich abermals.

Die Anderen pfiffen (Scipion Duriveau und sein Kamerad gehörten zur Zahl der Letzteren); der Mann mit den langen Armen begrüßte sie ebenfalls mit einer unstörbaren Kaltblütigkeit.

Eine feindselige Trennung war im Begriff zwischen den Pfeifern und den Klatschern zum Ausbruch zu kommen, als die Neutralen bei der Frage mit gewaltigem Geschrei die Fortsetzung des Stückes verlangten. Die Meinung der Letzteren vereinigte die Dissidenten und es wurde allmälig wieder still. Der Mann mit den langen Armen setzte sich auf eine Seite der Loge, die junge Frau mit der frechen Miene auf die andere, und das Stück nahm seinen Fortgang.

Ich, was mich betrifft, blieb unbeweglich, zitternd: . . . ich hatte in dem Mann mit den langen Armen **Bamboche** erkannt.

Seine Gestalt war hoch, kräftig und frei. Er trug seine schwarzen Haare wie früher sehr glatt, sie bezeichneten ihre fünf Punkte um seine breite Stirne und verliehen seinen Zügen einen eigenthümlichen Charakter. Ich erkannte auch sogleich meinen ehemaligen Jugendgefährten. Sein brauner, buschiger Backenbart, sein dicker Schnurrbart vermehrten noch den entschlossenen Ausdruck seines energisch geprägten Gesichtes; doch, statt wie sonst mild und sardonisch zu sein, kam mir seine Physiognomie im Gegentheil lustig, frech und spöttisch vor. Der Anzug von Bamboche offenbarte

zugleich Luxus und schlechten Geschmack: eine dicke goldene Kette schlängelte sich über eine Weste von hochrothem Sammet; er trug Brillantknöpfe an seinem Hemd und die zu größerer Bequemlichkeit bis über das Faustgelenke zurückgeschlagenen Aermel seines kastanienbraunen Rockes ließen große Hände von zweifelhafter Reinlichkeit sehen; er breitete sie auf dem Rande der Loge aus, wahrscheinlich, um die Ringe mit Edelsteinen bewundern zu lassen, welche an seinen dicken Fingern funkelten. Ohne Zweifel glaubte er, es habe ein besseres Ansehen, wenn er sich den Schein eines kurzen Gesichtes gebe, und schaute, trotz seiner freudigen, offenen, glänzenden, großen grauen Augen, ziemlich linkisch durch ein Doppelglas mit goldener Einfassung. Die Gefährtin von Bamboche, der er indessen nur eine geringe Aufmerksamkeit schenkte, hatte einen frischen, rosenfarbenen Hut auf dem Kopf und trug einen sehr schönen Shawl auf den Schultern.

Das Feenspiel nahm seinen Fortgang; doch ich hatte nur Augen für Bamboche; mein Herz schlug gewaltig, ich erkannte die Wahrheit der Weissagung von Claude Gérard:

„Solltest Du Deine Gefährten in zehn, in zwanzig Jahren wiederfinden, so würdest Du ebenso tief als in der Vergangenheit die Freundschaft aus der Kindheit fühlen, welche Dich mit Basquine und Bamboche verbindet.“

Es kam mir in der That vor, als wäre ich erst seit einigen Tagen von meinen Gefährten getrennt. Ich fragte mich nicht, durch welche gewagte, ohne Zweifel strafbare, vielleicht verbrecherische Mittel Bamboche, vor Kurzem erst zu Grunde gerichtet, als Schmuggler verfolgt und anerkannt der Genosse von la Levrasse und Cul-de-jatte bei Gott weiß welchen finsteren Geschäften, abermals einen gewissen Luxus zur Schau zu stellen im Stande war. Ich fragte mich nicht, ob das Vertrauen, mit dem er sich öffentlich zu zeigen wagte, für seine

unglaubliche Frechheit oder für seine Unschuld zeugte; .... ich dachte nur an die Freude, ihn wiederzusehen. Unwillkührlich wurden meine Augen feucht bei dem Gedanken, bald werden wir uns sagen: Erinnerst Du Dich? Eines beunruhigte mich. Wußte Bamboche, daß Basquine auf dem Theater erscheinen sollte? ..... Hegte er für sie dieselbe Liebe wie früher? Die Gegenwart der Frau, welche meinen Jugendgefährten begleitete, verwickelte noch die Frage, die ich an mich richtete, und deren Lösung ich im Zwischenakte zu erhalten hoffte. Entschlossen, Bamboche vor die Thüre seiner Loge rufen zu lassen, wich ich mittlerweile mit meinen Augen nicht von ihm. Seine Gefährtin neigte sich an sein Ohr und sagte ein paar Worte leise zu ihm; sogleich und obgleich er sich wie ein Kind bei dem Feenspiel zu belustigen schien, machte Bamboche seiner Gefährtin ein bejahendes Zeichen und verließ die Loge.

„Sie wünschen Basquine zu sehen," sagte einige Augenblicke nachher mein Nachbar zur Linken, der erklärte Parteigänger der armen Figurantin. „Merken Sie auf! sie wird sogleich erscheinen, schon kommt der Donner, schon kommen die Flammen der Hölle und der ganze Sturm, der ihre Erscheinung ankündigt."

Man kann sich denken, was für neugierige, ungeduldige Blicke ich auf die Scene warf.

Das Theater stellte einen düsteren, tiefen Wald vor, der Donner rollte, häufige Blitze beleuchteten die Scene.

Der Anblick dieser Decoration, das Geräusch dieses Donners regten in meinem Geiste eine vielleicht knabenhafte Vergleichung an, welche jedoch einen seltsamen, beinahe erschreckenden Eindruck auf mich machte.

Mehrere Jahre vorher waren in einem düsteren Walde, wo auch der Lärm des Donners erscholl, den auch der Schimmer der Blitze erhellte, drei verlassene Kinder und drei reiche Kinder zusammengetroffen ....

Fünf von diesen Kindern: Scipion beinahe ein Jüngling, Robert von Mareuil, ich und Bamboche Männer, Basquine ein Mädchen geworden, fanden sich an diesem Abend hier zusammen, gegenseitig unbekannt mit ihrer Anwesenheit in diesem Theater, das abermals einen Wald vorstellte, dessen Echos den Lärm des Donners wiederholten.

Regina allein fehlte . . . doch die Erinnerung, die ich von ihr bewahrte, machte, daß sie gleichsam dieser Scene beiwohnte.

In dem Augenblick, wo der Donner sein Geräusch hinter dem Theater verdoppelte, öffnete sich eine Fallthüre und spie dicke, rothe Flammen aus, wie es die Einführung irgend einer teuflischen Person erfordert; als sodann der Ausbruch allmälig nachgelassen hatte, sah ich Basquine aus der Tiefe der Hölle hervorkommen.

Sie mußte damals sechzehn bis siebenzehn Jahre alt sein; ihr die mittlere Größe überschreitender Wuchs war schlank und merkwürdig zierlich, man konnte ihr nur ein wenig Magerkeit vorwerfen, eine Magerkeit, welche ohne Zweifel von der Armuth oder vom Kummer herrührte.

Basquine trug ein fleischfarbiges Gestricke, das die reizenden Umrisse ihrer Beine hervorhob; die Schönheit ihrer Arme, die glänzende Weiße ihrer Brust und ihrer Schultern erschienen noch blendender durch den Contrast ihres kurzen, mit kabalistischen, rothen und silbernen Figuren besäten Rockes; auf ihrer mit herrlichen blonden, in Flechten erhöhten Haaren bekränzten Stirne erhoben sich zwei kleine, wie Zitternadeln bewegliche Hörner, während sich hinter ihren breiten, marmorglatten Schultern zwei Flügel von schwarzem Flor, besetzt mit silbernen Klauen, wiegten.

Trotz dieser satanischen Ausrüstung, die sich sehr dem Lächerlichen näherte, machte ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck auf mich, so sehr war ich betroffen über

den wahrhaft teuflischen Charakter, den Basquine ihren sonst durch ihre engelische Reinheit so merkwürdigen Zügen zu geben wußte; da sie keine Schminke trug, so erschien sie entsetzlich bleich; ihre großen Augen erleuchteten allein mit ihrem Glanze ihr leichentuchartig weißes Antlitz . . . Ich muß darauf Verzicht leisten, den unbeschreiblichen Contrast ihres in fieberhafter Gluth brennenden Blickes und des bitteren, eisigen Lächelns zu schildern, das dieses himmlisch schöne Gesicht zusammenzog . . . Ein unbestimmter Instinkt sagte mir, es sei dies keine willkührliche oder nach dem Bedürfniß der Rolle angenommene Maske . . . . Nein, nein, ich erinnerte mich zu gut, mit welchem Ausdrucke wilden Grolles Basquine den finstern Toast: Haß den Reichen ausgebracht hatte, nachdem sie, wie wir, verächtlich von den kleinen Reichen im Walde von Chantilly zurückgestoßen worden war; ich erinnerte mich zu gut, welche heftige Freude sich auf ihren bis dahin so sanften Zügen geoffenbart hatte, als ich bei Einbruch der Nacht die ohnmächtige Regina in meinen Armen fortschleppte . . . Nein, nein, ich fühlte, daß in dieser Rolle des bösen Geistes die Seele von Basquine, ohne Zweifel durch das Unglück zur Verzweiflung gebracht, sich ganz und gar auf ihrem Gesichte enthüllte. . . . Das Mißgeschick hatte sie für diese Rolle gemacht, die ihr der Zufall gab . . . Der tiefe Eindruck, den sie auf einige erkorene Geister hervorbrachte, bewies hinreichend, daß hier etwas Anderes stattfand, als die Darstellung einer an und für sich unbedeutenden Rolle.

Der Erscheinung von Basquine, ihrer Haltung, ihrer äußerst dramatischen Geberde und Physiognomie wurde Anfangs kein Beifall gespendet; warum? Ich erkläre mir das jetzt: für die Mehrzahl der Stammgäste dieses Theaters war Basquine nur eine hübsche, etwas magere und zu bleiche Figurantin. Was die seltenen Zuschauer betrifft, welche ihren Werth zu schätzen fähig

waren, so spendeten sie im Allgemeinen nur wenig Beifall ... Ich täusche mich: Balthasar rief:

„Sie ist erhaben ... hinreißend!“

Und er klatschte wie wüthend.

Vielleicht hätte dieser Beifall ein Echo gefunden, denn häufig wirkt nichts elektrischer als die Bewunderung, häufig aber auch verwandelt ein Nichts den Enthusiasmus in Eis; so war es diesmal: spöttisches Gelächter, wiederholtes: St! St! das von der Vorbühne des Vicomte Scipion ausging, hemmten den Erguß, den die warmen Bravos von Balthasar vielleicht hervorgerufen hätten; der Dichter ließ sich nicht entmuthigen, er fing abermals an, aus Leibeskräften Beifall zu klatschen ... Diese freundliche Ungeschicklichkeit veranlaßte neue: St! welche nicht allein aus der Loge des Vicomte hervorkamen.

Ohne Zweifel ganz und gar von ihrer Rolle in Anspruch genommen, schien Basquine dem, was im Saale vorging, völlig fremd; doch ein neuer Vorfall sollte die arme Figurantin ihren scenischen Illusionen entreißen.

Sechzehntes Kapitel.

Basquine.

Um das Ereigniß zu begreifen, das Basquine plötzlich in ihrer Rolle störte, sind einige Worte über den Gang der Scene unerläßlich, einer kindischen, albernen Scene, wenn man will, der jedoch Basquine ergreifende Effecte zu entnehmen wußte.

Einmal aus der Hölle hervorgegangen, kreuzte der böse Geist (sie stellte den bösen Geist, den Gegner der guten Fee dar), kreuzte Basquine, sagen wir,

einen Augenblick unbeweglich ihre Arme über der Brust; dann näherte sie sich langsam Arlequin, der unter der Aegide der Silberfee eingeschlummert war, welche von Clorinda, einer rundlichen Schauspielerin mit strotzendem Gesichte und indiscret hervorgehobenen Reizen, dargestellt wurde.

In rosenfarbige und silberne Gaze gekleidet, ein goldenes Füllhorn in der Hand haltend, schöpfte die Beschützerin von Arlequin Blumen aus diesem Horn und warf sie mit ihrem ganzen Zauber auf ihren entschlummerten Schützling, ein bezeichnendes Emblem des lachenden Geschickes, das sie ihm vorbehielt.

Die Arme immer noch über der Brust gekreuzt, ging Basquine mit langsamen Schritten auf die Silberfee zu; es läßt sich nicht beschreiben, mit welchem sardonischen Mitleid sie das vergebliche Zauberwerk der Silberfee, welche alle ihre Kräfte anstrengte, um ihren Schützling mit allegorischen Blumen zu bedecken, zu betrachten schien. Es war besonders ein Augenblick, wo Basquine, leicht die Achseln zuckend, einen letzten Schritt gegen die gute Fee machte . . . einen einzigen Schritt, aber begleitet von einer so schlangenartigen Wellenbewegung des Halses und einem mit Drohungen und düsterem Blendwerk so sehr beladenen Blicke, daß die gute Fee von dem starren Schrecken ergriffen zu werden schien, der das Opfer erfaßt, welches die Schlange bezaubert, ehe sie dasselbe verzehrt. Dann ging, wie von einer magischen Kraft fortgezogen, die Silberfee Schritt für Schritt auf Basquine zu und reichte ihr mit einer zitternden Hand ihr goldnes Horn. Basquine nahm eine Blume, eine schöne, frisch aufgeblühte Rose: sie zeigte sie der Fee mit einem höhnischen, eisigen Lächeln, als wollte sie dieselbe noch einmal den zarten Glanz dieser Blume bewundern lassen; dann näherte sie die Rose ihren Lippen, warf einen leichten Hauch darauf, und die Blume wurde auf der Stelle schwarz und entblätterte sich von selbst.

Nein, niemals werde ich die Geberde, die Haltung, den Blick, das Lächeln, die Physiognomie von Basquine, kurz Alles das vergessen, was sich bei ihr von unbarmherziger Ironie, von blutigem Spott enthüllte, als sie mit ihrem tödtlichen Hauche diese Blume, so frisch und glänzend wie die Hoffnungen und Täuschungen der Jugendzeit, verwelken machte .... mit welcher Verachtung sie, ihre in einem düsteren Feuer erglänzenden Augen niederschlagend, sodann die Trümmer der Blume, die sie mit den Füßen zertrat, betrachtete.

Ich dachte, die Scene könnte sich nicht mehr steigern; ich täuschte mich, denn bald trat eine noch ergreifendere Entwickelung ein.

Nach der Rose nahm Basquine aus dem goldenen Horn einen frischen, jungfräulichen Strauß von Myrthen und Orangeblüthen ... ohne Zweifel das Emblem der Verlobten von Arlequin .... Von neuem Schrecken ergriffen, warf sich die Silberfee vor Basquine auf die Kniee, faltete die Hände und schien um Gnade für den Strauß zu bitten.

Anfangs unbarmherzig, wies Basquine mit kalter Verachtung die Bitten der Silberfee zurück und preßte den Strauß mit krampfhafter, triumphirender Miene zusammen; doch plötzlich schien sich Basquine zu erweichen und betrachtete den Strauß mit wachsendem Mitleid ... ihre Züge verwandelten sich allmählig, ihr Gesicht nahm den Ausdruck engelischer Sanftmuth, anbetungswürdiger Reinheit an, den ich so häufig in ihrer Kindheit an ihr wahrgenommen hatte ... Weit entfernt, den Myrthenstrauß verwelken zu machen, liebkoste Basquine denselben durch Blick und Geberde mit einer unschuldigen, reizenden Zärtlichkeit .... Man kann sich unmöglich einbilden, wie viel bezaubernde Anmuth, wie viel unwiderstehliche Verführung nun in dem Spiele von Basquine lag; lächelnd, glücklich, beruhigt, küßte auch die Silberfee dem bösen Geiste die Hände, im Glauben, ihr Strauß sei gerettet. Ach!

leere Hoffnung . . . Plötzlich wurde der Engel wieder Teufel; mit einem Hauche machte Basquine den Strauß verwelken und stieß ein höhnisches, aber sonores, harmonisches Gelächter aus; dann ergoß sie, wenn man so sagen darf, das letzte Vibriren dieses finsteren Gelächters in das Andante einer Bravour-Arie von mächtigem, wildem Charakter; die Musik war von ihr selbst componirt, wie ich seitdem erfahren habe, und die Worte hatten ungefähr folgenden Sinn:

„Ich bin der Geist des Bösen, das Böse ist mein Gebiet; mein eisiger Hauch macht alle Freuden welk; ich habe nur zu erscheinen, und das Glück verwandelt sich in Traurigkeit u. s. w.“

Basquine sang diese Arie mit ihren mehr als mittelmäßigen Worten mit einem so bewunderungswürdigen Ausdruck, daß er derselben eine furchtbare Macht verlieh; ihre zugleich ernste, sammetartige, wohlklingende und vibrirende Stimme machte alle Saiten meiner Seele beben . . . .

Und ich war nicht allein tief erschüttert von diesem seltenen Talente.

Wie man zu sagen pflegt, an den Lippen von Basquine hängend, warf ich zufällig die Augen auf die von Balthasar und Robert von Mareuil besetzte Loge, welche beinahe auf dem Theater lag.

Der Dichter hörte Basquine mit einer Theilnahme und einer Bewunderung zu, die er durch die enthusiastischsten Geberden, Mienen und Stellungen offenbarte . . Robert von Mareuil hörte im Gegentheil mit einer gesammelten Extase . . . . . Anfangs saß er im Hintergrund der Loge, dann rückte er, wie unwillführlich durch den Gesang, durch das Spiel, durch die Schönheit von Basquine angezogen, allmählig mit dem Kopfe vor, stützte eine Hand auf den Rand der Loge, verließ Basquine mit dem Blicke nicht mehr und schien bezaubert.

Der Loge von Robert gegenüber, aber einen Rang

höher, war die Loge von Bamboche. Die Abwesenheit des letzteren verlängerte sich; die junge Frau, welche ihn begleitet hatte, war noch allein. Sie schien mir, wie die Mehrzahl der Zuschauer, ziemlich gleichgültig oder unwissend in Beziehung auf das wunderbare Talent, das sich plötzlich bei Basquine, einer armen, unbekannten Figurantin, offenbarte, ein Talent, das nichtsdestoweniger so mächtig wirkte, daß die Widerspänstigsten gegen seine Herrschaft sich unbewußt unter dieselbe schmiegten. Denn während mein Nachbar zur Rechten Basquine mit stummem Entzücken anhörte, sprach mein Nachbar zur Linken zu mir:

„Ich sagte es Ihnen wohl .... hören Sie diese Basquine, wie sie einem das Herz zusammenschnürt, wie sie einen traurig macht! .... Sollte man nicht glauben, man habe Angst vor ihr, man hasse sie? Und es ist meiner Treue wahr ...... ich hasse sie auch. Wie boshaft sieht sie aus! ich möchte sie gar zu gern auspfeifen! Da sprechen Sie mir von Clorinda, das lasse ich mir gefallen? sie macht einen nicht traurig, diese dicke, lustige Person."

Ich weiß nicht, was ich meinem Nachbar geantwortet hätte, ohne den von mir erwähnten Vorfall, welchen ich nun erklären muß.

Basquine war, glaube ich, bei der Hälfte ihrer Arie; sie sang dieselbe mit einer wachsenden Energie und Gewalt, als sie plötzlich durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen wurde.

Der Vicomte Scipion fand es lustig, duckmäuserischer Weise auf die Scene eine Hand voll Knallerbsen zu werfen, die er ohne Zweifel zum Voraus für diesen Spaß, welcher schon öfter, wie man sagte, in diesem kleinen Theater versucht worden war, gekauft hatte.

Basquine setzte mitten in dem Stücke, das sie sang, zufällig den Fuß auf mehrere von diesen Erbsen; das Knallen derselben verursachte ihr einen so lebhaften Schrecken, daß sie zurücksprang; doch ihr Fuß verwi-

ckelte sich in einen Theil der Decoration, welche die Fallthüre verbarg, aus der sie hervorgekommen war, Basquine stolperte und fiel, fiel aber auf eine so beklagenswerth lächerliche Weise, daß ein unauslöschliches Gelächter, begleitet von schrillem Pfeifen zuerst auf der Vorbühne des Vicomte erscholl, und dann zum Echo einen allgemeinen Ausbruch der Heiterkeit hatte. Der grausame Sturz von Basquine bot den Zuschauern um so mehr Stoff zum Lachen, als das arme Mädchen eine drohende, furchtbare Person darstellte .... Die Unglückliche erhob sich leichenbleich, warf auf die Loge des Vicomte Scipion einen von Haß und Verzweiflung schrecklichen Blick und wollte dann die Scene fliehen; doch in ihrer Verwirrung täuschte sie sich zweimal in der Coulisse. Dann verdoppelten sich das Gezische, das Pfeifen, das Gelächter, bis sie endlich einen Ausweg fand und verschwand.

In diesem Augenblick steigerten neue Umstände den Tumult bis auf den höchsten Grad.

Bamboche kehrte mit einem Sacke Orangen, die er artiger Weise für seine Gefährtin gekauft hatte, gerade in seine Loge zurück, als sich der Vorfall mit den Knallerbsen und dem Sturze von Basquine ereignete, ein Vorfall, dessen Entwickelung, trotz seines Ernstes, rasch war wie der Gedanke. Unsere Jugendgefährtin erkennen, mit einer Stentorstimme ausrufen: „Basquine, ich bin da!" auf das Theater springen, nach der Loge des Vicomte laufen, gleichsam mit einem Schlage Scipion, seinen Vater, den Hofmeister beohrfeigen, in dem Augenblick, wo Basquine verschwand, mit einem Fußtritt die Füllung einer Coulisse zertrümmern, und so hinter das Theater dringen, um hier die arme Figurantin einzuholen .... dies Alles war für Bamboche das Werk einer Minute.

Das durch die unglaubliche Keckheit dieses Menschen verursachte Erstaunen erhielt die Zuschauer einige Secunden lang stumm, unbeweglich; sie fragten sich

noch, ob sie ihren Augen trauen sollten, als Bamboche schon verschwunden war; doch bald wurde der einen Augenblick unterbrochene Tumult furchtbar.

Als Bamboche Basquine nacheilend in die Couliſſe gedrungen war, hob mich ein Gedanke, rasch wie der Blitz, so zu sagen von meinem Platze auf und ließ mich in einem Augenblick, und ich weiß nicht wie, die gedrängten Reihen der Zuschauer, von denen ich umgeben war, durchschreiten. Hastig lief ich aus dem Saale und war mit einigen Sprüngen vor der Thüre der Schauspieler, welche sich nach dem Gange öffnete, wo ich am Morgen die Loge gemiethet hatte; als ich eben zitternd und keuchend hier ankam, wurde ich heftig von zwei Personen zurückgestoßen, welche aus dem Innern hervorstürzten und entflohen. Dies waren Bamboche und Basquine in einen Mantel gehüllt; sie hielt sich kaum auf den Beinen.

Ich fühlte die Gefahr, das Ungeeignete einer Erkennung in einer solchen Lage, erblickte den Wagen meiner Gebieter zwei Schritte von mir, nahm Bamboche beim Arme und sagte zu ihm:

„Hier ist ein Wagen. . . . steigen Sie geschwinde ein."

In einer Secunde hatte ich den Schlag den zwei Flüchtlingen geöffnet. Diese unerwartete Hülfe kam so gelegen, daß Bamboche, ohne daß er zu erfahren suchte, wie sich dieser Wagen so zu rechter Zeit hier fand, Basquine gleichsam hinein warf, ihr nachsprang und zu mir sagte:

„Sie sollen bezahlt werden . . . . . Fahren wir, wohin Sie wollen, doch so rasch als möglich!"

„Barrière de l'Etoile, geschwinde, geschwinde," rief ich dem plötzlich auf seinem Bocke erweckten Kutscher zu.

Und ich sprang hinten auf den Wagen.

Wir entfernten uns rasch; doch ich konnte eine große Menge Menschen in einem Augenblick beim

Theater zusammenlaufen sehen, während in der Ferne die Flinten der Soldaten glänzten, die man wahrscheinlich vom nächsten Posten geholt hatte.

Ich war außer mir vor Freude, ich umhüllte gleichsam mit den Augen diesen Wagen, hinter den ich aufgestiegen und worin die Freunde meiner Kindheit saßen. Ohne Zweifel durch das Zeichen der Schnur, welche um sein Faustgelenke gerollt war, benachrichtigt, hielt der Kutscher plötzlich seine Pferde an . . . Beinahe in demselben Augenblick wurde eine von den Scheiben ungestüm niedergelassen, und ich hörte die Stimme von Bamboche mit dem Tone des Schreckens rufen:

„Halt! halt! es ist ihr übel, mein Gott, was ist zu thun?"

Wir liefen keine Gefahr mehr, verfolgt zu werden, denn wir befanden uns bereits auf dem Boulevard Saint-Denis; ich eilte an den Schlag.

„Mein Junge," sagte Bamboche zu mir, „ich weiß nicht, woher des Teufels Du gekommen bist, um mir zu so gelegener Zeit Hülfe zu leisten; ich weiß noch weniger, warum Du mir geholfen hast, doch Du sollst es nicht bereuen . . . Dem lieben Mädchen, das ich wieder bei mir habe, ist unwohl . . . Ich brauche sogleich Aether . . . Essig . . . Hernach fahren wir nach Hause . . . und Du nimmst sodann den Wagen wieder mit; hier ist vor Allem Geld, um Aether zu kaufen, den Rest behältst Du."

Dabei drückte mir Bamboche einen doppelten Louis d'or in die Hand.

„Ich danke, mein Herr," sagte ich, bemüht, meine Aufregung zu verbergen, denn ich fand ein gewisses Vergnügen darin, daß ich noch einige Augenblicke mein Incognito behauptete.

„Es muß mehr als ein Apotheker in der Rue Saint-Denis sein; wir wollen mit dem Wagen durch dieselbe fahren."

„Du hast Recht . . . geschwinde . . . geschwinde . . .“

Bamboche ließ die andern Scheiben des Wagens nieder, um Basquine, die er in seinen Armen hielt und die mir bewegungslos zu sein schien, mehr Luft zu geben.

Mein Rath war gut; in einigen Minuten hatten wir einen Apothekerladen gefunden, und ich kaufte ein Fläschchen Aether . . . Bamboche ließ Basquine daran riechen, und allmählig erlangte sie wieder ihre Sinne.

„Nun zu mir nach Hause,“ sagte Bamboche, „Hotel des Pyrenées, Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur, No. 17.

Ich gab diese Adresse dem Kutscher und nahm wieder meinen Platz, beruhigt über die Gesundheit von Basquine, entzückt über die Ueberraschung, die ich meinen zwei Freunden bereiten wollte, und meine Herren völlig vergessend, welche ohne Zweifel über mich und ihren Wagen unruhig waren, wenn sie das Theater verlassen hatten.

In der Rue du Petit-Lion-Saint-Sauveur angelangt, sagte ich zu dem Kutscher, ehe ich den Schlag öffnete:

„Wenn die Personen, die wir auf Befehl meines Herrn geführt haben, ausgestiegen sind, können Sie zurückkehren, wir brauchen Sie nicht mehr . . .“

Obgleich wieder zu sich gekommen, schien Basquine doch immer noch schwach; Bamboche mußte sie beinahe in seine Arme nehmen, um sie aus dem Wagen zu bringen; als Beide auf der Straße waren und während die Pferde sich entfernten, sagte Bamboche zu dem Mädchen:

„Warte . . . ehe wir in das Hotel eintreten, laß mich Deinen Mantel über einander ziehen und Deine Capuce vorschlagen; diese Dummköpfe von Portiers sind so neugierig, so schwatzhaft, daß der Anblick Deines Theatercostume im Hause Aufsehen machen würde.“

8918:3183

„Du hast Recht," antwortete sie mit einer schwachen Stimme und noch zitternd.

Während Bamboche sich damit beschäftigte, daß er das Costume von Basquine unter ihrem Mantel verbarg, blieb ich im Schatten; ich sagte zu meinem Freunde, indem ich, um meine Stimme zu verbergen, so leise als möglich sprach:

„Mein Herr, hier ist der Rest von den vierzig Franken, die Sie mir gegeben haben."

„Ich sagte Dir schon, der Rest sei für Dich, mein Junge."

„Ich danke, mein Herr; doch wenn Sie zu einer Erkenntlichkeit gegen mich verpflichtet zu sein glauben, so bewilligen Sie mir etwas Anderes."

Und ich legte das Geld in die Hand von Bamboche.

„Was Teufels verlangst Du denn von mir?" versetzte er, immer mehr erstaunt.

„Erlauben Sie mir, daß ich in Ihrem Hause ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen spreche."

„Es sei; auch gut, denn es liegt in diesem Abenteuer etwas, was ich aufzuklären wünsche; folge uns."

Bamboche klopfte, die Thüre des Hotel öffnete sich, mein Freund ging rasch an der Loge des Portier vorüber; doch dieser rief vortretend:

„Wer sind Sie, mein Herr?"

„Ei, bei Gott! ich . . . kennen Sie mich denn nicht?" entgegnete Bamboche, ohne stehen zu bleiben.

„Aber wer . . . Sie?"

„Ei! Donner Gottes! der Kapitän Bambochio."

„Ah! ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Kapitän, ich hatte Sie nicht erkannt," erwiederte der Portier mit einer Unterthänigkeit, welche mir bewies, daß mein Freund ein gewisses Ansehen im Hause genoß.

Um die Fragen, die der Portier an mich zu rich-

ten im Begriffe war, kurz abzuschneiden, sagte ich zu ihm:

„Ich gehe mit dem Herrn Kapitän hinauf."

„Sehr gut, mein Junge," versetzte der Portier.

Dann besann er sich einen Augenblick, machte hastig ein paar Schritte aus seiner Loge, wandte sich an Bamboche, der eben die Treppe erreichte, und rief:

„Herr Kapitän, ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Herr Major dreimal hier gewesen ist und nach Ihnen gefragt hat."

„Der Teufel hole ihn und Sie auch," antwortete Bamboche, und stieg weiter hinauf.

„Der Herr Kapitän hat immer ein lustiges Wort," sagte der Portier, der an die brutalen Manieren meines Freundes gewöhnt zu sein und sich durchaus nicht zu ärgern schien.

Bamboche blieb auf dem Ruheplatze des zweiten Stockes stehen; wir traten bei ihm ein; eine kleine Lampe brannte im Vorzimmer; Bamboche öffnete eine Seitenthüre und sagte zu Basquine:

„Gehe hier hinein . . . es muß Gluth unter der Asche sein, zünde das Feuer an, wärme Dich, ich folge Dir in fünf Minuten."

Dann sich gegen mich umwendend, als wir allein waren:

„Nun ist es an uns, mein Junge . . . sage mir vor Allem . . ."

Doch meine Verstellung war zu Ende, ich warf mich Bamboche ungestüm um den Hals und rief:

„Du erkennst Martin nicht!"

Bamboche wich zuerst erstaunt einen Schritt zurück und machte sich von meinem Drucke los, als wollte er mich genauer betrachten; zog mich dann an sich, schloß mich ebenfalls mit aller Gewalt an seine Brust und rief mit einer durch die Erschütterung erstickten Stimme, indem er den Kopf gegen das anstoßende Zimmer wandte:

„Basquine! . . . es ist Martin!!!"

Ich hörte gleichsam einen Sprung in dem nächsten Zimmer machen; die Thüre öffnete sich, Basquine stürzte, noch halb in ihren Mantel gehüllt, in das Vorzimmer, fiel mir um den Hals und vermischte ihre stummen Umarmungen, ihre Thränen mit den Umarmungen und Thränen von Bamboche und den meinigen, denn wir weinten alle drei.

Es trat einen Augenblick tiefes Stillschweigen ein, während dessen wir uns eng umschlossen hielten, ein Stillschweigen, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch die Töne jenes Schluchzens, welches das Herz springen macht.

Oh! gelobt seist Du, mein Gott, der Du durch solche Augenblicke Tage, Jahre des Unglücks vergessen machst! Gesegnet seist Du, mein Gott, der Du Deine Geschöpfe so herrlich ausgerüstet hast, daß die Verkehrtesten, die Elendesten noch dieses Entzücken genießen können, dessen unaussprechliche Süßigkeit, dessen heilige Erhebung sie Deiner Gottheit nähert!

Wir waren hier drei Opfer des Mißgeschicks. Wir hatten viel gelitten, wir hatten viele strafbare Handlungen begangen, unsere Zukunft war düster, düsterer noch als unsere Vergangenheit . . . Und dennoch, bei diesem göttlichen Aufschwunge, bei diesem Ergusse, der unsere Seelen vermischte, waren diese Leiden, diese düstere Vergangenheit, diese furchtbare Zukunft vergessen. Und diese Fehler! beinahe nothwendige Folgen der Armuth und Verlassenheit, diese Fehler, sollten sie nicht auch vergessen, vergeben werden von Deiner väterlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, o mein Gott! . . . Denn es war nicht Alles verwelkt, nicht Alles todt in dem Gemüthe derjenigen, welche, nachdem sie gefehlt, auf eine so religiöse Weise die himmlischen Berauschungen der Freundschaft zu empfinden vermochten. . . .

. . . .

. . . .

Maximus! — es ist Wahrheit!!! —

— Ich hörte gleichsam einen Sprung in dem nächsten Zimmer unten; die Thüre öffnete sich. Bedächtig stürzte, noch halb in tiefes Dunkel gehüllt, in das Nebenzimmer, [illegible] Thränen [illegible] mit den Umarmungen und [illegible] von [illegible] und [illegible], wenn wir [illegible] [illegible].

Es [illegible] einen Gegenstand dieses Stillschweigens, [illegible] [illegible] [illegible] ein Schauspiel, [illegible] [illegible] [illegible] durch die Töne jenes Schauspiels, welches das Herz [illegible] gen macht.

O! gesegnet seist Du, mein Gott, der Du durch solche wunderliche Wege, Jahre des Unglücks verzeihen machst! Gesegnet seist Du, mein Gott, der Du solche Geschöpfe so herrlich ausgestattet hast, daß die Menschen lernen, die Gesetze und deine Gebote [illegible] können, welche [illegible] Schöpfer, [illegible] Erhebung zu Deiner Gottheit [illegible]!

Wir waren über drei Tage bei ihm, [illegible] haben viel gelitten, wir hatten viele [illegible] Fehler begangen, unsere Zukunft war elend, [illegible] noch als unsere Verbannung [illegible]. [illegible] erkannt [illegible] dieser göttlichen Ausströmung, bei diesem Ergusse, der unsere Seelen vermischte, wurden viele Thränen [illegible] Vergangenheit, eine herrliche Zukunft ergriffen. Und diese Arbeit! [illegible] Folgen der Armuth und Verlassenheit, [illegible] auch vergessen, vergeben werden von [illegible] Gerechtigkeit und Barmherzigkeit [illegible]. Denn es war nicht Alles [illegible], [illegible] den Himmel [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] gen der Sterblichkeit zu empfangen gezwungen.

. . . .

. . . .

„Catharine! — — es ist Martin!!“ [illegible]

Ich hörte gleichsam einen Sprung in dem zunächst liegenden Zimmer; die Thüre öffnete sich, Catharine stürzte, noch mehr in ihren Mantel gehüllt, in das Vorzimmer, fiel mir um den Hals [illegible] mit den Umarmungen, [illegible] Martin von Bruneck [illegible] frei.

Es sind einem Augenblick tiefer Empfindungen [illegible], ein Stillschweigen, [illegible] durch die [illegible] Schweigens [illegible] das Herz [illegible] gut macht.

O! gelobt seist Du, mein Gott, der Du durch solche Augenblicke [illegible], Jahre des Unglücks vergessen machst! Gesegnet seist Du, mein Gott, der Du Deine Geschöpfe so [illegible] lehren, die Menschen [illegible] können, dessen unaussprechliche Seligkeit [illegible] Entschädigung für Deiner [illegible]!

Wir waren über drei Jahre [illegible] hatten viel gelitten, wir hatten viele [illegible] langen begangen, unsere Jugend war [illegible] auch als unsere Verirrungen [illegible] bei diesem göttlichen [illegible], bei diesem [illegible] unsere Seelen vereinigte, waren alle Leiden [illegible] Vergangenheit, [illegible] Zukunft [illegible] und diese Fehler! [illegible] und [illegible], [illegible] auch vergessen, [illegible] Gerechtigkeit und Barmherzigkeit [illegible] es war nicht [illegible] dem [illegible] auf eine so [illegible] Weise die [illegible] der Freundschaft zu [illegible].

. . . .

. . . .

[illegible] Martin! [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] gen macht.

O! gelobt seist Du, mein Gott! der Du [illegible] solche Augenblicke [illegible] Gesegnet seist Du, mein Gott, der Du [illegible]

Wir waren hier drei Tage [illegible] hatten viel gelitten, wir hatten viele [illegible] begangen, unser Zustand war [illegible] auch als unsere Verirrungen [illegible]

[illegible]

. . . .

. . . .

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Martin, der Findling oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners

Bd.: 13/15

Stuttgart (1847)

L.eleg.g. 16 t-1,13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572938-9